



FRAGEN DER FREIHEIT

EINE SCHRIFTENREIHE

„Jede Idee, die dir nicht zum Ideal wird, ertötet in deiner Seele eine Kraft; jede Idee, die aber zum Ideal wird, erschafft in dir Lebenskräfte.“

„Am Beginne des Erkenntnisprozesses fühlen wir uns außer den Dingen, ihnen fremd gegenüber, am Ende desselben haben wir uns in dieselben hineingelebt. Unser eigenes Handeln ist nur ein Spezialfall des allgemeinen Weltgeschehens. Wenn wir seine Gesetzmäßigkeit erkannt haben, dann ist unser Handeln auch unser Werk. Wir sind eins geworden mit der Weltgesetzlichkeit. Sie ist nicht außer uns, sondern in uns. Das Ende des Erkennens ist identisch mit dem Aufgehen in die Weltgesetzlichkeit. Dies Aufgehen bedeutet aber zugleich auch das Beherrschen des von uns selbst ausgehenden Geschehens. Solange die Weltgesetzlichkeit etwas außer uns ist, beherrscht sie uns; was wir vollbringen, geschieht unter ihrem Zwange. Ist sie in uns, dann hört dieser Zwang auf. Denn das Zwingende ist unser eigenes Wesen geworden. Es herrscht nicht mehr über uns, sondern in uns über alles andere.“

„Man soll nicht daran denken, Überparlamente und Überstaaten zu gründen, nachdem die Unterparlamente und Unterstaaten so geringe Erfolge gehabt haben. Heute kann nicht die Frage sein: Was sollen die Staaten tun? sondern: Was sollen die Staaten unterlassen?“

„Man hat es im reinen Wirtschaftsleben bloß mit der Zirkulation der erzeugten Güter, die, indem sie zirkulieren, zur Ware werden, man hat es mit der Zirkulation von Waren zu tun.“

Rudolf Steiner
(1861–1925)

FRAGEN DER FREIHEIT

Schriftenreihe für Ordnungsfragen der Wirtschaft,
des Staates und des kulturellen Lebens

FOLGE 21

Ostern 1961

Herausgegeben vom Seminar für freiheitliche Ordnung durch
Lothar Vogel

Inhaltsübersicht

Fritz Penserot

Der 6. März 1961 Gedanken zur Aufwertungs-Debatte	3
--	---

Diether Vogel

Über die Goetheanistische Erkenntnismethode	15
In memoriam Alexander Meier-Lenoir	26

Eckhard Behrens

Elternrecht und staatliche Subventionierung der Erziehung an freien Schulen	27
--	----

Eckhard Behrens

Heinz Eckhoff

Heinz Hartmut Vogel

Diether Vogel

Peter Weinbrenner

Der funktionsfähige soziale Organismus Forungsgespräch, veranstaltet im Rahmen der Pfingsttagung des Séminars für freiheitliche Ordnung der Wirtschaft, des Staates und des kulturellen Lebens vom 4. bis 6. Juni 1960 in der Freien Waldorf- schule Uhlandshöhe in Stuttgart. (Erster Teil)	29
--	----

Berichte und Ankündigungen	37
--------------------------------------	----

Volker Erbes

Das Gesetz von Polarität und Steigerung, angewandt in der Gemeinschaftskunde Die Wirtschaft	41
---	----

Der 6. März 1961

Gedanken zur Aufwertungs-Debatte

*Wer die Moral eines Volkes zerrütten will,
braucht nur dessen Währung zu verderben.*

(Lenin)

Wer immer die in den vergangenen Monaten mit wachsender Schärfe geführte Währungsdebatte unvoreingenommen verfolgt hat, wird den Entschluß der Bundesregierung und des Bundesbankpräsidiums vom 6. März — wonach die D-Mark im Verhältnis zum Dollar um 4,75% aufgewertet worden ist — mit großer Erleichterung aufgenommen haben. Es ist zwar eine durchaus offene Frage, ob diese erste Aufwertungsmaßnahme schon genügt, das Absinken der Kaufkraft der D-Mark so stark abzubremsen, daß man von einer „Stabilisierung“ der D-Mark sprechen könnte — die Tatsache aber, daß Bundesregierung und Bundesbankpräsidium sich zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß die Ursache des immer rascher fortschreitenden Wertverfalls unserer D-Mark in erster Linie in dem immer unrealistischer gewordenen Wechselkurs D-Mark zu Dollar zu suchen ist; und die weitere Tatsache, daß Bundesregierung und Bundesbankpräsidium den Mut und die Entschlußkraft aufgebracht haben, die allfällige Wechselkursberichtigung auch tatsächlich durchzuführen — diese beiden Tatsachen, Erkenntnis und Entschlußkraft, können gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Man kann nun doch noch die Hoffnung haben, daß unsere Bundesregierung das die Stabilität unserer gesamten Gesellschaftsordnung so entscheidend beeinflussende Problem der Geldwertstabilität richtig erkannt hat und auch in Zukunft die Tatkraft aufbringen wird, die sich aus den Erkenntnissen ergebenden währungspolitischen Konsequenzen zu ziehen. Insofern ist es vielleicht nicht abwegig, das Datum des 6. März 1961 als den Tag eines neuen Frühlingsbeginns in der Bundesrepublik zu bezeichnen.

Um zu veranschaulichen, von welcher ungewöhnlicher Bedeutung die Geldwertstabilität für die Stabilität der gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ist, sei ein kurzer Rückblick in die jüngste deutsche Geschichte gestattet. Die Weimarer Republik ist nicht zuletzt deshalb gescheitert, weil sie infolge der großen Inflation von 1922/23 und der damit verbundenen Verelendung breiter Bevölkerungsschichten fast von ihrem Start an keinen Widerhall in den Herzen der Deutschen finden konnte. Die Weimarer Republik ist schließlich vollends untergegangen, weil die große Deflationskrise von 1929—33 die Deutschen in solche Arbeitslosigkeit und Not

stürzte, daß sie alle Vernunft verloren und ihr Schicksal einem Manne und einer Clique anvertrauten, die schon ihrer Herkunft, vor allem aber ihrer Bildung, ihren Reden und Schriften nach genau das Gegenteil all dessen darstellten, was bis dahin allgemein in der Welt als im besten Sinne „deutsch“ gegolten hatte. Die Bundesrepublik Deutschland dagegen besitzt vom Tage ihrer Gründung an eine Währung, die über ein Jahrzehnt einigermaßen stabil und im wahren Sinne des Wortes funktionsfähig geblieben ist. Einzig und allein diese Währungsordnung in Verbindung mit der Wiedereinführung des freien Wettbewerbs hat den Wirtschaftsaufschwung ermöglicht, der doch nachgerade einmalig in der Welt dasteht und der daher gerne als „Wunder“ bezeichnet wird. Und vor allem diese Währungsordnung hat somit aber auch die Stabilität unserer Gesellschaftsordnung bewirkt, die ebenfalls so kennzeichnend geworden ist für die Bundesrepublik. Ganz gewiß kommen sowohl für das Unglück der Weimarer Republik wie für das relative Glück der Bundesrepublik noch ungezählte andere Faktoren in Betracht, die mit der Währung nicht das mindeste zu tun haben — dennoch dürften diejenigen Ereignisse, die das gesamte deutsche Volk am nachhaltigsten getroffen haben in den Zeiten von 1919 bis 1933 und nach 1945, die große Inflation zu Beginn der zwanziger Jahre, die große Deflation zu Beginn der dreißiger Jahre und die Dauer-Konjunktur seit 1948, heute unbestritten als die letztlich entscheidenden Faktoren für die innere Entwicklung dieser beiden deutschen Republiken erkannt worden sein.

Wie ist aber denn nun, währungspolitisch gesehen, die Lage in der Bundesrepublik? Warum diese heftige „Währungsdebatte“? Wozu diese „Aufwertung“? War denn nicht alles in Ordnung? Lief unsere Wirtschaft denn nicht gerade eben auf allerhöchsten Touren? Bringt denn nicht gerade die derzeitige Vollbeschäftigung auch ein Höchstmaß an Einkommen in allen Bevölkerungsschichten? Und ist denn das nicht geradezu das non-plus-ultra aller Wirtschafts- und Währungspolitik, daß unsere Bundesrepublik nicht alleine eine aktive Handelsbilanz aufweist, sondern zugleich auch noch eine aktive Zahlungsbilanz? Soll das alles nun gefährdet werden? Sollte es denn möglich sein, daß sich die drei bedeutendsten Verbände, die zudem die gegensätzlichsten Interessen vertreten, gleichzeitig irren? Berg vom BDI, Rehwinkel von der Agrarfront, Birkelbach vom DGB? Sind die Erhard, Etzel und Blessing dagegen nicht weltfremde Theoretiker und Professoren? Oder gar diese neoliberalen Eiferer Röpke und Rüstow?

Um die derzeitige Währungssituation in der Bundesrepublik und um die Bedeutung der „Aufwertung“ voll verstehen zu können, muß

man sich zunächst einmal kurz vergegenwärtigen, welche Rolle das Geld denn überhaupt in einem Wirtschaftsorganismus spielt und wie das Geldwesen geordnet sein muß, damit wir von einer „funktionsfähigen Währung“ sprechen können. Unsere gesamte moderne Wirtschaft, ja unsere Kultur schlechthin, beruht auf der Arbeitsteilung. Diese Arbeitsteilung wiederum ist aber nur dann durchführbar, wenn der Gütertausch sich vollkommen reibungslos vollziehen kann. Da sich ein direkter Tausch von Gütern gegen Güter oder von Dienstleistungen gegen Dienstleistungen usw. praktisch auf die Dauer überhaupt nicht bewerkstelligen läßt (man denke nur an die Zeit vor der Währungsreform 1948), ist es unumgänglich notwendig, ein Tauschmittel zwischen die einzelnen Tauschvorgänge zu schieben, das gegen jede Art von Gütern und Dienstleistungen jederzeit in jeder beliebigen Menge tauschbar ist. Dieses Tauschmittel ist das Geld. Das Geld ist nun aber nicht bloßes Tauschmittel, Tauschvermittler — sondern als solches ist es wesensgemäß Wertvermittler, Wertmesser, Maßstab. Man kann also sagen, ein Geld ist dann funktionsfähig, wenn es diese beiden Aufgaben reibungslos erfüllt: erstens den Wertevergleich aller auf den Markt kommenden Güter und Dienstleistungen; zweitens den Austausch aller dieser Güter und Dienstleistungen. Hieraus ergeben sich die folgenden beiden Bedingungen für ein funktionsfähiges Geld: es muß erstens — als Maßstab — auf die Dauer völlig stabil bleiben, „währen“; es muß zweitens — als Tauschmittel — ohne jede Eigenbedeutung, ohne jede Eigenwilligkeit, es muß reiner Tausch-Diener sein. Das Herbeiführen und das Gewährleisten dieser Doppelfunktion des Geldes — der Geldwertstabilität und der reinen Tauschdienstleistung — das ist also das große Problem, vor das sich jeder Staatsmann und jeder Zentralnotenbankleiter gestellt sieht. Von der Lösung oder Nichtlösung dieses Problems hängt das Wohl oder Wehe ganzer Völker und Kulturen ab.

Woran erkennt man nun die Geldwertstabilität? Bis zum heutigen Tage herrscht in den Köpfen sehr vieler maßgebender Männer (zu denen der für das deutsche Schicksal so unselige Dr. Hjalmar Schacht sowohl gehört wie der neue amerikanische Präsident Kennedy) gerade über diese Frage die allergrößte Verwirrung. Es ist offensichtlich das Gold, das diesen Menschen die Köpfe verdreht hat und noch immer weiter verdreht. Die Faszination, die von diesem Edelmetall ausgeht, das einst durch Jahrtausende als das Realsymbol schlechthin für alles Göttliche gedient hat, ist bis auf den heutigen Tag noch so groß, daß diese Männer sich einfach nichts anderes als „immer während“ vorstellen können, als eben dieses Gold. Nur das Gold scheint ihnen der Garant für die Dauerhaftigkeit des Geldes zu sein.

Und deshalb beziehen sie denn auch bis auf diesen Tag das Geld auf das Gold. Und doch liegt gerade hier — in diesem Bezogensein der „Währungen“ auf das Gold — der große Irrtum all dieser Männer; die Quelle fast aller Währungsschäden. Denn in einer Welt, in der alle Werte unaufhörlich „fließen“, ist es völlig ausgeschlossen, durch Bindung des Geldes an den Wert des Goldes einen gleichbleibenden, immer „währenden“ Realwert dieses Geldes zu erhalten. Soll das Geld wirklich funktionieren, so muß es der Repräsentant aller Waren sein. Wird es jedoch nur zu der einen Ware Gold in ein festes Verhältnis gesetzt, so ist es schlechterdings unmöglich, daß es gleichzeitig zu allen anderen Waren in einem gleich festen Verhältnis steht. So zerstört also die Bindung des Geldes an das Gold mit absoluter Sicherheit gerade die Funktion, die das Geld haben mußte: die Wertstabilität, die eigentliche „Währungs“funktion. Wenn man eine feste Währung erlangen will, so muß es also darauf ankommen, daß man das Geldwesen so ordnet, daß ein ganz bestimmter, stets gleichbleibender Durchschnittspreisstand aller Güter und Dienstleistungen erzielt wird. Mit anderen Worten: die Geldwertstabilität hängt nicht von dem am Golde gemessenen „Nominalwert“ des Geldes ab, sondern einzig und allein von dem Verhältnis der Gesamtheit aller Güter und Dienstleistungen zu der Gesamtheit aller im Umlauf befindlichen Zahlungsmittel. Und dieses Verhältnis spiegelt sich wider in dem Durchschnittspreisstand, in dem Preis-Index. Dieser Preis-Index muß also durch die entsprechenden Lenkungsmittel der Bundesnotenbank (Diskont-, Mindestreserven-, Offenmarktpolitik usw.) stets auf dem gleichen Stand gehalten werden. Erst wenn unsere Währung eine wirkliche Index-Währung ist, kann das Geld seine Maßstab-Funktion auf die Dauer erfüllen.

Nun zur zweiten Funktion des Geldes, zur reinen Tauschmittel-Funktion. Auch die Lösung dieses Problems bereitet den maßgebenden Männern bis zum heutigen Tage die allergrößten Sorgen; und es ist offensichtlich, daß endgültige Klarheit darüber, wie die Lösung einmal aussehen muß, in den Köpfen — und Herzen — der Staatsmänner und Notenbankleiter dieser Welt noch nicht besteht. Auch hier ist es wieder das Gold, das die große Verwirrung stiftet; der Glaube an die Notwendigkeit der Erhaltung eines bestimmten „Nominalwertes“ des Geldes. Dieser „Nominalwert“ des Geldes, diese Bezogenheit des Geldes auf das Gold soll dem Einzelgeldstück Dauerhaftigkeit verleihen. Und doch ist gerade dieser Glaube an die Notwendigkeit der Dauerhaftigkeit des Einzelgeldstückes der zweite große Irrtum, dem so viele Große der Welt verfallen sind. Denn indem das Einzelgeldstück Dauercharakter bekommt, indem es so dauerhaft wird wie das Gold, indem es also hortbar wird, erlangt

es einen Eigenwert. Damit verliert es den für seine Funktion als Tauschmittel einzig wichtigen Charakter der Selbstlosigkeit, der Uneigennützigkeit, der reinen Dienstbarkeit. Das Mittel wird zum Zweck. Das Mittel bekommt einen eigenen Willen. Aus dem Diener wird ein Herr. Denn die Dauerhaftigkeit des Einzelgeldstückes verleiht diesem eine Überlegenheit über jede andere Ware: es verdirbt nicht, es kann warten, es kann sich seiner Funktion als Tauschmittel entziehen. Das heißt aber: ein solches, an das Gold gebundenes Geld ist nur noch bedingt funktionsfähig. Daraus ergibt sich denn die zweite grundlegende Aufgabe der Währungsverwaltung: die Sicherung der Funktionsfähigkeit (d. h. also der reinen Dienerfunktion) des Geldes als Tauschmittel dadurch, daß es laufend unter Umlaufzwang gehalten wird.

Sicherung der Geldwertstabilität durch Einführung einer reinen Indexwährung und Sicherung der Funktionsfähigkeit des Geldes als Tauschmittel durch Herbeiführung eines möglichst stetigen Geldumlaufes — das also sind die beiden wichtigsten währungspolitischen Aufgaben von Regierung und Notenbank. Und damit auch zugleich die beiden entscheidenden Kriterien für die Beurteilung der währungspolitischen Maßnahmen unserer Bundesregierung und Bundesnotenbank.

Wie also ist die Lage in der Bundesrepublik? Nach einem guten Jahrzehnt einigermaßen stetiger wirtschaftlicher Aufwärtsentwicklung bei allerdings allmählich ebenso stetigem allgemeinem Preisanstieg droht die Entwicklung sich nun zu überschlagen. Die Symptome hierfür sind so offenkundig geworden, daß auch die geschicktesten Interessenvertreter sie nicht mehr hinwegdisputieren können. Die Preise der Konsumgüter — im Durchschnitt gesehen — steigen immer rascher an; die Lebenshaltung wird sichtbar teurer. Im Investitionsgüterbereich ist seit langem ein Run auf die Sachwerte in vollem Gange; am deutlichsten spiegelt sich dies wider in den seit zwei Jahren ungeheuer gestiegenen Aktienkursen und in den Wohnungsbau- und Grundstückspreisen. Die Übernachfrage nach Arbeitskräften jeglicher Qualifikation läßt die Arbeitsentgelte teilweise fast ins Maßlose ansteigen (weshalb denn auch die Gewerkschaftsfunktionäre auf ihrer Jagd nach höheren Löhnen als Beweisen für ihre Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit im Grunde nur noch offene Türen einrennen). Zu allem Überfluß (gewissermaßen Keynes zum Spott) erhöhen auch noch die in Regierung und Bundestag sitzenden Interessenten und Wahlstrategen fast jeder Couleur — von den linkesten Sozialisten bis zu den rechtesten agrarischen Ultras — von Sitzung zu Sitzung die Staatsausgaben.

Aber das alles sind, wie gesagt, nur Symptome. Es ist nicht wahr, daß die Preise die Löhne in die Höhe treiben. Und es ist nicht wahr, daß die Löhne die Preise in die Höhe treiben. Es gibt im Grunde gar keine Lohn-Preis-Spirale. Wahr ist vielmehr, daß alle die gewaltigen Preissteigerungen nur möglich sind, weil das Geld dafür vorhanden ist. Hier, in unserer Geldschwemme selbst, sind die Ursachen für die Preissteigerungen auf allen Gebieten zu suchen.

Woher aber kommt nun diese Geldschwemme? Hat die Bundesnotenbank versagt? Oder die Bundesregierung? Ist das währungspolitische Instrument der Bundesnotenbank so unzulänglich wie einst das entsprechende Instrument der Reichsbank in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg bis 1923, als man noch glaubte, bei steigenden Preisen und Löhnen müsse man immer mehr Geld in Umlauf bringen, um den vermeintlichen Geldbedarf der Wirtschaft zu befriedigen?

Nun, für die Währungspolitik der Bundesnotenbank sind zunächst einmal zwei grundsätzliche Gesichtspunkte maßgebend: das Innenverhältnis und das Außenverhältnis der D-Mark.

Im Innenverhältnis richtet sich die Währungspolitik der Bundesnotenbank zwar nicht ausdrücklich nach einem genau festgelegten Preis-Index, doch ist sie augenscheinlich bestrebt, die Kaufkraft der D-Mark möglichst gleichbleibend zu halten. Dies geschieht dadurch, daß sie die im Umlauf befindliche Geldmenge derart reguliert, daß auf jeden Fall eine Deflationskrise (mit Preis- und Konjunkturrückgang, Arbeitslosigkeit usw.) vermieden wird; daß aber auch nach Möglichkeit keine Inflation (mit den entsprechenden Wert- und damit Vertrauensverlusten aller Geldsparer) eintreten kann. Tatsächlich ist es der Bundesnotenbank auch fast durch ein Jahrzehnt hindurch gelungen, den Geldwert fast stabil und die D-Mark voll funktionsfähig zu halten. Wenn sie dabei eine leichte Geldwertminderung nicht vermeiden konnte, so ist das letzten Endes nicht einmal ihre Schuld. Denn es liegt ganz einfach im Wesen des derzeitigen nominalwert-gebundenen Geldsystems, daß in seinem Geltungsbereich Geldwertstabilität und stetiger Geldumlauf nicht gleichzeitig bewerkstelligt werden können. Man kann mit diesem Gelde entweder nur den Geldwert stabil halten — dann droht wegen des „Hanges zur Liquidität“ (Keynes) stets die Deflationskrise, oder nur den Geldumlauf sichern und damit die Konjunktur — dann aber muß man, eben zwecks Herbeiführung des Geldumlaufs, den Geldwert absinken lassen; das aber bedeutet Inflation. Die Bundesnotenbank hat sich für den zweiten Weg entschieden, für die ganz leichte Inflation — das heißt aber zugleich auch für Hochkonjunktur und Vollbeschäfti-

gung. Nach Lage der Dinge hat sie damit den bestmöglichen Weg gewählt, der ihr gegenwärtig als politisch gangbar zur Verfügung stand.

Nun zum Außenverhältnis der D-Mark. Hier ist die Bundesrepublik gebunden an das Internationale Währungsabkommen von Bretton Woods vom Jahre 1946. Danach ist das Verhältnis der einzelnen Währungen zueinander genau festgelegt, und die einzelnen Länder haben keine Möglichkeit, Wechselkurs-Änderungen vorzunehmen, die über einen Spielraum von 10% Plus oder Minus hinausgehen (von Sonderkorrekturen abgesehen, die aber nur dann möglich sind, wenn der Währungsfonds sie genehmigt hat). Die Grundlage des Internationalen Währungsfonds ist die amtliche Dollar-Gold-Parität, die mit 35 Dollar für eine Unze (gleich 28 Gramm) Gold festgelegt worden ist und die bis zum heutigen Tage unverändert besteht. Für alle anderen Währungen wurde ein festes Austauschverhältnis zum Dollar festgelegt. Im Falle der D-Mark betrug dieses Verhältnis 4,20 DM für 1 Dollar bis jetzt zum 6. März 1961. Es gibt nun zwar auch noch Devisenbörsen in aller Welt, an denen die einzelnen Währungen zu wechselnden Kursen gehandelt werden, doch dürfen sich diese Kurse nur um ein Prozent nach oben oder unten von der amtlichen Parität entfernen. Stärkere Schwankungen müssen die Notenbanken durch Hereinnahme oder Abgabe von Devisen verhindern. So sind also durch den Internationalen Währungsfonds in einer sonst weitgehend freien Weltwirtschaft die Wechselkurse dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage entzogen worden. Das heißt aber, daß sich nun in den (amtlichen) Wechselkursen nicht mehr die tatsächlichen Kaufkraft-Verhältnisse der einzelnen Währungen widerspiegeln können, sondern daß — ganz im Gegenteil — durch den starren Wechselkurs manche Währungen unterbewertet, manche überbewertet sein können. Ganz besonders gilt dies für das uns am meisten interessierende Verhältnis Dollar : D-Mark. Mit 4,20 DM für einen Dollar war der Dollar bei weitem überbewertet, bzw. umgekehrt die D-Mark unterbewertet. Jeder USA-Reisende weiß, daß die tatsächliche Kaufkraft des Dollar innerhalb der USA noch nicht einmal der von 3,— DM innerhalb der Bundesrepublik entspricht. Und umgekehrt ist für einen Dollar besitzenden Amerikaner das Leben in der Bundesrepublik spottbillig.

So sehen wir also, daß, während im Innenverhältnis der D-Mark-Wert — gemessen an der Kaufkraft — nach Möglichkeit stabil gehalten wird, er im Außenverhältnis an den Dollar gebunden ist. Diese Bindung der D-Mark an den Dollar hat aber nun, infolge der freien Konvertierbarkeit der Währungen bei festem Wechselkurs und infolge des freien Außenhandels, zur Folge, daß alle Kaufkraftschwän-

kungen des Dollars sich auch auf die Kaufkraft der D-Mark übertragen.

Fragen wir uns nun, woher die Geldschwemme in der Bundesrepublik kommt, so erkennen wie folgende Ursachenkette:

Weil der Wechselkurs, 1 Dollar = 4,20 D-Mark, nicht mehr den tatsächlichen Kaufkraftverhältnissen entspricht, sind die deutschen Waren auf dem Weltmarkt im Vergleich mit den amerikanischen Waren billig. Und umgekehrt sind innerhalb der Bundesrepublik alle Importwaren relativ teuer. Das hat aber wiederum zur Folge, daß die Bundesrepublik mehr exportiert als importiert. Hier rühren also primär die hohen Devisenüberschüsse bei der deutschen Bundesbank her.

Da nun die Bundesbank den D-Mark-Gegenwert dieser Devisen — und zwar zu dem festen Dollar-Kurs von 4,20 DM für 1 Dollar — an die Exporteure auszahlen muß, haben wir in der Bundesrepublik eine fortwährende Geldvermehrung zu verzeichnen. Und zwar eine solche Geldvermehrung, ja Geldschwemme, die weitaus größer ist als die durch den Wirtschaftsaufstieg bedingte Warenvermehrung. Das heißt aber: wir leben in einer Inflation.

Die Folge dieses inflationären Zustandes ist nun wiederum, daß jedermann bestrebt ist, sein Geld rasch und gut anzulegen, sei es in Konsumgütern, sei es in Investitionsgütern. Infolge dieser großen Nachfrage nach Wirtschaftsgütern aller Art wächst aber auch der Kapitalbedarf immer weiter an. Zugleich bewirkt die übergroße Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen aller Art das Ansteigen der Preise und Löhne. Und schließlich bewirkt die Nachfrage nach Kapital das Ansteigen der Zinssätze. Diese hohen Zinssätze (die vorübergehend durch die Diskontsatzserhöhung sogar noch einen zusätzlichen Auftrieb erhalten hatten) aber locken weitere Devisen in die Bundesrepublik und verhindern gleichzeitig die Ausfuhr von Kapitalien aus der Bundesrepublik. So wird also auch von dieser Seite die Inflationstendenz noch verschärft.

Schließlich kam gegen Ende des vergangenen Jahres noch ein drittes inflationstreibendes Moment hinzu: die reine Spekulation auf eine D-Mark-Aufwertung. Es wird wohl nie genau festzustellen sein, wie groß der Anteil der reinen Spekulationsgelder an den über 30 Milliarden D-Mark, für die Devisen bei der Bundesbank lagern, ist, es wird indessen angenommen, daß wenigstens gegen Schluß der Entwicklung auch diese reine Spekulation auf eine D-Mark-Aufwertung

nicht unwesentlich zur Vergrößerung der Geldschwemme und damit der Inflation beigetragen hat.

Zusammenfassend müssen wir also feststellen: der starre — und damit falsche — Wechselkurs Dollar :D-Mark ist die entscheidende Ursache für die Inflation, in der wir uns befinden. Durch diesen falschen Wechselkurs haben wir buchstäblich die inneramerikanische Inflation nach der Bundesrepublik importiert. So stand die Bundesrepublik seit dem vergangenen Jahre praktisch nur vor dieser Wahl: Inflation oder Aufwertung. Die Entscheidung zugunsten der Aufwertung ist reichlich spät gefallen. Und man mag sich mit Recht fragen, welche Mächte ein Interesse daran gehabt haben mögen, sie zu verhindern. Indessen, je düsterer die Beweggründe solcher Interessengruppen und je größer deren Macht sein mögen — um so erfreulicher nehmen sich dagegen die Uneigennützigkeit, der Erkenntniswille und die Entschlußkraft all der Männer aus, die mit der Aufwertung vom 6. März 1961 endlich das Eis der Unvernunft gebrochen haben.

Zum Schluß darf nun noch ein Blick auf die uns so eng berührende amerikanische Situation geworfen werden. Sie ist in dreifacher Hinsicht interessant: 1. trotz ausgesprochener Dollarschwemme, also Inflation innerhalb der USA, finden wir dort keine Hochkonjunktur, sondern eine recht drückende wirtschaftliche Stagnation; 2. gleichzeitig weisen die USA eine hoch passive Zahlungsbilanz aus — während doch angesichts der inneren Inflation eigentlich eine höchst aktive Zahlungsbilanz erwartet werden müßte; 3. und schließlich haben die Amerikaner unter Kennedy zwecks Belebung ihrer Konjunktur zu Maßnahmen gegriffen, die nach unseren Auffassungen gerade das Gegenteil von dem bewirken werden, was Kennedy sich davon zu versprechen scheint.

Über die Ursachen bzw. Gründe der drei genannten Erscheinungen im einzelnen hier abzuhandeln, würde in diesem Zusammenhang zu weit führen. Es muß aber doch auf folgendes hingewiesen werden: die heutige Dollarschwemme in den USA ist die Folge einer fortgesetzten Inflationspolitik innerhalb der USA, die vor allem dadurch zustande gekommen ist, daß der Federal Reserve Board die jeweiligen Budgetwünsche (nicht zuletzt auch zwecks Überwindung der jeweiligen Rezessionen) der Regierung und die Lohnwünsche der Gewerkschaften wie die Investitionswünsche der Industrie durch entsprechende Erhöhung des Zahlungsmittelumschlages honoriert hat. Normalerweise müßte eine Dauer-Hochkonjunktur die Folge dieser Inflationspolitik der USA sein. Daß diese Hochkonjunktur sich jedoch nie hält, sondern immer wieder in „Rezessionen“ umschlägt,

das hat seine Ursache darin, daß laufend mehr Dollars aus den USA hinausfließen als hereinströmen. Da sind a) die großen Summen an Truppengeldern, die die Amerikaner überall in der Welt ausgeben und die dann in Landeswährungen umgetauscht werden; da sind b) die direkten Militärausgaben und c) die Wiederaufbau- (Marshall-) und Entwicklungshilfen, die die USA seit über fünfzehn Jahren in alle Welt geben und die ebenfalls zum Teil in Landeswährungen umgetauscht werden; da sind d) die privaten Auslandsanlagen der Amerikaner, die durch steuerliche Begünstigung der Gewinne daraus zudem noch nachhaltig gefördert werden; und da sind schließlich e) die relativ zu niedrigen Ausfuhren der USA, die ihre Ursache wiederum darin haben, daß die USA infolge ihres durch die Inflation erzeugten hohen Inlandspreisniveaus andern Ländern, speziell der Bundesrepublik gegenüber verhältnismäßig wettbewerbsunfähig sind. So haben also alle diese Momente dazu beigetragen, daß — trotz der inneren Inflation — die Zahlungsbilanz der USA laufend passiv ist; daß die USA-Wirtschaft nicht aus der Stagnation herauskommt; und daß sich in Europa und Japan ungeheure Zahlungsbilanzüberschüsse ergeben (in der Bundesrepublik weit über 30 Milliarden D-Mark), die ihrerseits wiederum das Überschlagen der Konjunktur in diesen Ländern verursacht haben.

Jedoch — und das ist nun das Entscheidende für diese ganze Entwicklung — alle die genannten Momente haben sich nur deshalb so ungünstig, weil deflationär, für die USA ausgewirkt und so konjunkturübersteigernd, weil inflationär, für Europa und speziell die Bundesrepublik, weil der starre Wechselkurs dem Dollar einen Kaufwert im Ausland verleiht, den er im Innern der USA längst nicht mehr besitzt. Infolgedessen strömt der Dollar geradezu zwangsläufig ins Ausland, im Innern Deflation, im Ausland Inflation erzeugend. Der starre Wechselkurs ist also letztlich die Quelle aller in das Ausland hinauswirkenden Währungsübel der USA. Und solange nicht die USA selbst durch eine umfassende Abwertung des Dollars, oder — weit besser noch — durch Einführung flexibler Wechselkurse eine Generalbereinigung ihrer Währungsverhältnisse und damit zugleich der Währungsverhältnisse der ganzen westlichen Welt vornehmen, solange wird es nicht möglich sein, daß die einzelnen Länder sich abschirmen gegen die Störungen, die aus dem Innern anderer Länder hinausstrahlen. Die Einführung freier Wechselkurse ist also die Voraussetzung dafür, daß die einzelnen Länder wirklich selbstverantwortlich und ungestört eigene Währungspolitik betreiben können.

Sieht man sich nun unter den dargestellten Gesichtspunkten einmal die Währungspolitik der neuen amerikanischen Regierung Kennedy

an, so muß man über die Unbekümmertheit, um nicht zu sagen Ahnungslosigkeit, und über die Hemdsärmeligkeit, um nicht zu sagen Unverschämtheit, dieser Politik erschrecken. Was tut Kennedy? Entgegen der Politik Eisenhowers, der die innere Inflation immerhin bereits mit einem gewissen Erfolg bekämpft hat, betreibt Kennedy offensichtlich eine Politik der monetären Expansion. Der neueste Entschluß des Federal Reserve Board, künftig auch längerfristige Staatspapiere im Zuge der Offen-Markt-Politik anzukaufen, ruft die unangenehmsten Erinnerungen wach, zu denen bei uns Deutschen auch noch die Mefowechsel des unseligen Dr. Schacht gehören. So wird also aller Voraussicht nach die Inflation innerhalb der USA in der nächsten Zeit noch fortschreiten. Da Kennedy aber — was das Außenverhältnis des Dollar betrifft — mit großer Entschiedenheit wiederholt erklärt hat, daß er den „Wert“ des Dollars (1 Unze Gold = 35 Dollar; dazu die amtlichen Paritäten aller anderen dem Internationalen Währungsfonds angehörenden Währungen) unter allen Umständen verteidigen werde, müssen wir damit rechnen, daß sich diese fortschreitende inneramerikanische Inflation auch weiterhin wie bisher über die festen Wechselkurse dem Ausland, und hier wieder besonders der Bundesrepublik mitteilen wird. „Dank“ Kennedy wird also auch bei uns die Inflation weiter fortschreiten; wird der Devisenberg bei der Bundesbank noch immer weiter anwachsen. Und eines — vermutlich nicht sehr fernen — Tages wird eine zweite Aufwertung der D-Mark der ersten folgen müssen.

Doch Kennedy hat außer der neuerlichen Wiederingangsetzung der inneramerikanischen Inflation noch ein zweites getan, das uns noch mehr erschrecken muß: Er hat kurzerhand von der Bundesregierung gefordert, daß die Bundesrepublik einen Teil der Devisen herausgeben müsse, die sich im Laufe der letzten Jahre bei der Bundesbank angesammelt haben. Gewiß: es soll hier keinesfalls übersehen werden, daß die Bundesrepublik nicht nur in der Lage, sondern auch verpflichtet ist, einen Teil der Lasten zu tragen, die nun einmal von dem freien Teil der Welt bei der Verteidigung gegen den Kommunismus getragen werden müssen. Aber es ist doch ein anderes, in welcher Form die USA die Bundesrepublik dazu bewegen, diesen ihren Verpflichtungen nachzukommen. Ganz im besonderen ist es aber geradezu grotesk, daß die USA der Bundesrepublik ausgerechnet den Besitz (nämlich den „Devisenberg“) zum Vorwurf machen, dessen Entstehen sie selbst durch ihre verfehlte Inflationspolitik bei hartnäckigem Festhalten an dem völlig unreal gewordenen Außenkurs ihres Dollars verursacht haben. So etwa scheint man in den USA zu argumentieren: „Was, die Deutschen besitzen für über 30 Milliarden D-Mark Devisen in ihrer Bundeskasse? Dann müssen sie

einen Teil davon herausrücken!“ Es wäre genau das gleiche, wie wenn wir sagen würden: „Was, die Amerikaner besitzen für über 19 Milliarden Dollar Gold in ihrem Fort Knox? Dann sollen sie gefälligst einen Teil davon der Welt zur Verfügung stellen!“ — Nein, so geht es also nicht! Was Kennedy tut, ist nicht mehr und nicht weniger als dies, daß er die Bundesrepublik zum Prügelknaben für die Fehler machen will, die die amerikanische Währungspolitik selbst begangen hat, ja, die er höchst persönlich sogar noch immer weiter begeht. Das ist auf die Dauer keine gute Politik. Man mag Kennedy zugute halten, daß er selbst von Währung und Währungspolitik nichts versteht. Aber das entschuldigt nicht die ruppige Art, mit der er uns kurzerhand einen Teil der Kasse wegnehmen will. Und es entschuldigt unter gar keinen Umständen, daß er sich dann nicht wenigstens solcher Berater bedient, die wirklich etwas von Währungspolitik verstehen. Auch für Kennedy gilt genau das gleiche, was für unsere Währungspolitik gilt:

Sicherung der Geldwertstabilität durch Index-Währung,

Sicherung der Stetigkeit des Geldumlaufes durch geeignete währungspolitische Maßnahmen — wie Besteuerung der einzelnen Geldzeichen, Geldumtausch u. dergl.,

Sicherung des Innenwertes der Währung durch Einführung freier, flexibler Wechselkurse —

das allein sind diejenigen währungspolitischen Mittel, die verhindern können, daß die Moral der freien Völker nicht zerrüttet wird.

Fritz Penserot

Über die Goetheanistische Erkenntnismethode

„Es ist hier die Rede nicht von einer durchzusetzenden Meinung, sondern von einer mitzuteilenden Methode, deren sich ein jeder als eines Werkzeugs nach seiner Art bedienen möge.“
(Goethe an Hegel)

„Und da in Italien der Metamorphosengedanke für die Pflanze bis in alle Einzelheiten plastisch vor seinem (Goethes) Geiste steht, schreibt er in Neapel am 17. Mai 1787 nieder: ‚Dasselbe Gesetz wird sich auf alles Lebendige anwenden lassen‘ Der erste Aufsatz der Morphologischen Hefte (1817) enthält die Worte: ‚Mag daher das, was ich mir in jugendlichem Mute öfters als ein Werk träumte, nun als Entwurf, ja als fragmentarische Sammlung hervortreten.‘ Das ein solches Werk von Goethes Hand nicht zustande kam, müssen wir beklagen. Nach alledem, was vorliegt, wäre es eine Schöpfung geworden, welche alles, was dergleichen in der neueren Zeit geleistet wurde, weit hinter sich gelassen hätte. Es wäre ein Kanon geworden, von dem jede Bestrebung auf naturwissenschaftlichem Gebiete ausgehen müßte und an dem man ihren geistigen Gehalt prüfen könnte. Der tiefste philosophische Geist, welchen nur Oberflächlichkeit Goethe absprechen kann, hätte sich hier verbunden mit einer liebevollen Versenkung in das sinnlich erfahrungsgemäß Gegebene; fern von jeder einseitigen Systemsucht, welche durch ein allgemeines Schema alle Wesen zu umfassen glaubt, würde hier jeder einzelnen Individualität ihr Recht widerfahren sein. Wir hätten es hier mit dem Werk eines Geistes zu tun, bei dem nicht ein einzelner Zweig menschlichen Strebens mit Zurücksetzung aller anderen sich hervortut, sondern bei dem die Totalität menschlichen Seins immer im Hintergrund schwebt, wenn er ein einzelnes Gebiet behandelt. Dadurch bekommt jede einzelne Tätigkeit ihre gehörige Stelle im Zusammenhang des Ganzen. Die objektive Versenkung in die betrachteten Gegenstände verursacht, daß der Geist in ihnen völlig aufgeht, so daß uns Goethes Theorien so erscheinen, als ob sie nicht ein Geist von den Gegenstände abstrahierte, sondern als ob sie die Gegenstände selbst in einem Geiste bildeten, der sich bei der Betrachtung selbst verißt. Diese strengste Objektivität würde Goethes Werk zum vollendetsten Werke der Naturwissenschaft machen; es wäre ein Ideal, dem jeder Naturforscher nachstreben müßte; es wäre für den Philosophen ein typisches Musterbild für die Auffindung der Gesetze objektiver Weltbetrachtung. Man kann annehmen, daß die Erkenntnistheorie, welche jetzt als eine philosophische Grundwissenschaft allwärts auftritt, erst dann wird fruchtbar werden können, wenn sie ihren Ausgangspunkt von Goethes Betrachtungs- und Denkweise nehmen wird. Goethe selbst gibt den Grund, warum dieses Werk nicht zustande kam, in den Annalen zu 1790 mit den Worten an: ‚Die Aufgabe war so groß, daß sie in einem zerstreuten Leben nicht gelöst werden konnte.‘“

Steiner

Die Wissenschaft der Gegenwart befindet sich in einem schweren Dilemma: Es fehlt ihr die Erkenntnismethode. Die Naturwissenschaften haben sich diesem Dilemma nur scheinbar mit Erfolg entzogen, indem sie sich — in vermeintlichem Objektivismus — auf das

Konstatieren und Registrieren der „Fakten“, beschränkt haben und sich mehr und mehr der Deutung ihrer Forschungsergebnisse zu enthalten, „wertfrei“ zu sein, gelernt hat. Diese Abstinenz hat zwar einerseits eine große Einigkeit, ja geradezu Freundschaft der Forscher untereinander bewirkt, die sich mühelos auf der Basis der „Objektivität“ finden und verständigen. Andererseits hat die „Wertfreiheit“ die Naturwissenschaft gleichsam der menschlichen Führung beraubt, sie ihrem eigenen, außermenschlichen Gesetz folgen lassen mit der Wirkung, daß sie bereits nach wenigen Jahrhunderten in Gestalt der Atomenergie ihren eigenen Schöpfer, die Menschheit, in ihrer Existenz tödlich bedroht. Der Mensch ist exakt in die Lage des Zauberlehrlings geraten: „Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!“ —

Die Existenzgefährdung der Menschheit, die daraus erwachsen ist, daß die Naturwissenschaft der menschlichen Lenkung entglitten ist, droht aber durch die ungelöste soziale Frage jederzeit in ihr virulentes Stadium hineingerissen zu werden, was zu einer Katastrophe kosmischen Ausmaßes führen würde und leicht das Ende der menschlichen Existenz auf der Erde bedeuten könnte. Die naturwissenschaftliche Methode des „wertfreien“ Konstatierens von Fakten auf die „Wissenschaften des Sollens“, wie z. B. die Ästhetik und die Ethik oder gar erst auf die Soziologie angewandt, führt dort schlechthin zum Chaos. Ist aber die Soziologie auf die Dauer unfähig, die sozialen Probleme zu lösen, wird unabwendbar ein neuer Weltkrieg ausbrechen, der mit Sicherheit ein Atom-Krieg sein würde. Die Überprüfung der von den Wissenschaften sowohl des „Seins“ als des „Sollens“ angewandten Arbeitsmethoden kann angesichts der soeben geschilderten prekären Situation keineswegs als müßig bezeichnet werden. In den folgenden Betrachtungen soll eine ganz bestimmte Erkenntnismethode, nämlich die von Goethe angewandte und darum „goetheanistisch“ genannte, kurz untersucht werden:

*

Einschneidende Wendepunkte der Menschheitsgeschichte werden von der Entwicklung neuer Bewußtseinsphasen — von neuen schöpferischen Ideen — eingeleitet. Eine solche Idee war z. B. das heliozentrische Sonnensystem des Kopernikus, welches nach der dogmatischen Gebundenheit des Mittelalters die weltweite geistige Atmosphäre erzeugte, die das Zeitalter des freien Erkennens, der Naturwissenschaften, der Entdeckungen und Erfindungen ermöglichte. — Als eine derart weltbewegende Idee wird sich auch Goethes Metamorphosenidee erweisen. Ihn — Goethe — hat Rudolf Steiner

geradezu den „Kopernikus und Kepler der organischen Welt“ genannt. Aber weit über die organische Welt hinaus hat das Metamorphosengesetz Gültigkeit. Es mehren sich heute die Zeichen dafür, daß diese zentrale Idee der Goetheschen Gedankenwelt von Pionieren der Wissenschaft¹⁾ als Erkenntnismethode gegenüber rätselhaften Phänomenen angewandt wird.

Goethe selbst hat ja bekanntlich seinen naturwissenschaftlichen Forschungen mehr Wichtigkeit beigemessen als seinen dichterischen Werken, und die Schulwissenschaft erkennt seine Metamorphosenidee wenigstens als das Entwicklungsgesetz der Pflanze an. Es hat aber Gültigkeit nicht nur in allen Bereichen der Natur, sondern auch beim Menschen und den Gebieten seiner Tätigkeit. Dessen ist sich auch Goethe schon bewußt, wenn er sagt: „Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren bis zum Menschen und bei diesem auch.“

Es muß hier auf die erkenntnistheoretische Begründung der Goetheschen Forschungsmethode verzichtet werden. (Die erkenntnistheoretischen Gedankengänge werden aber in „Fragen der Freiheit“ immer wieder entwickelt.²⁾) Um eine Vorstellung von der Funktionsweise des Metamorphosengesetzes zu vermitteln, sei nun der Punkt aufgesucht, an dem es Goethe selbst zum Bewußtsein gelangte.

*

Alles Leben besteht in stetiger Wandlung, die sich aber niemals zufällig, sondern immer nach ganz bestimmten Gesetzen vollzieht. Bewegung allein wäre Chaos, wie umgekehrt bloße Gesetzlichkeit Stillstand, Tod bedeutete. Bewegung — Ordnung — Lösung der Ordnung und wieder Bewegung — und diese Abläufe sich in bestimmten Rhythmen vollziehend, charakterisieren die Lebensvorgänge. Leben heißt also, daß ein absolutes, selbst unwandelbares Prinzip sich nach ihm immanenten Gesetzen durch sich wandelnde Erscheinungsformen hindurchträgt. „... Gesetze bewahren die lebend'gen Schätze, mit denen sich das All schmückt.“ Goethe findet das Gesetz dieses Wandlungsprozesses beim Anschauen der Pflanzenwelt. Er beobachtet, daß sich die Entfaltung des pflanzlichen Organismus in ganz bestimmten, durchgehend gültigen Rhythmen und Formen vollzieht:

Die Pflanze dehnt sich keimend und sprossend aus und zieht sich im Kelch wieder zusammen; ein zweites Mal entfaltet sie sich in der

¹⁾ Vgl. „Die neue Weltmacht“ v. Diether Vogel, Folge 7 „Fragen der Freiheit“

²⁾ Vgl. „Fragen der Freiheit“, v. Diether Vogel, Folge 18/19 „Die Idee des Abendlandes“

Blüte, um sich erneut in den Staubgefäßen und Fruchtblättern wieder zusammenzuziehen; eine dritte Ausdehnung erlebt sie in der schwellenden Frucht und zieht sich ein drittes Mal wieder zusammen im Samen. Indem dieser keimt, beginnt der Kreislauf von neuem. Es ist also die Polarität von Ausdehnung — Diastole — und Zusammenziehung — Systole —, die Goethe zuerst wahrnimmt. Die Vorgänge dieser Ausdehnung und Zusammenziehung folgen zeitlich aufeinander und jede Stufe bedeutet gegenüber der vorhergehenden „Steigerung“.

Aber diese Steigerung vermag die Natur nicht beliebig fortzusetzen. Nach dreimaliger Ausdehnung und Zusammenziehung kehrt sie zu ihrem Ausgangspunkt, dem Samen, zurück, um einen neuen Kreislauf zu beginnen. — Nicht nur in der Pflanzenwelt findet Goethe dieses Wandlungsgesetz wirksam, wenn es sich ihm hier auch am deutlichsten offenbart; auch in den anderen Naturreichen weist er seine Wirksamkeit und Geltung nach: „Es (das Metamorphosengesetz) ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewährwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut ich mich es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich auszudehnen.“

In der folgenden Erläuterung zu dem Hymnus „An die Natur“, in dem sich schon die durchgehende Wirksamkeit der Polarität darstellt, nimmt Goethe die Lebensgesetzmäßigkeit von Polarität und Steigerung wahr, die ihn dann zur Anwendung des Metamorphosengedankens in den verschiedenen Naturreichen befähigt: „Die Erfüllung aber, die ihm (dem Hymnus an die Natur) fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebkräfte aller Natur, der Begriffe von Polarität und von Steigerung; jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig. Jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immer strebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existieren und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustößen.“ (Goethe, Erläuterungen zu dem aphoristischen Aufsatz „Die Natur“.)

Goethe spricht hier von den zwei großen „Triebkräften der Natur“, durch die sie ihre unendlich vielen, immer neuen Formen hervorbringt. An anderer Stelle spricht er von der „inneren Identität“ der verschiedenen Pflanzenteile. Diese innere Identität ist ein

geheimnisvolles, unsichtbares Prinzip, welches sich auf allen Entwicklungsstufen manifestiert, ohne in seiner rein geistigen Form immer selbst sichtbar zu werden. Dieses Werdensprinzip der Pflanze nennt Goethe dann die „Urpflanze“.

Das ideelle Pflanzenwesen ist also fähig, sich in entgegengesetzte Formen auseinanderzulegen, indem es z. B. einmal in einem keimhaft verhüllten und ein anderes Mal in einem räumlich ausgedehnten Zustand zu existieren vermag. Es ist in der Lage, auf den verschiedensten qualitativen Stufen zu erscheinen.

So wie Goethe in der Pflanzenwelt dieses geheimnisvolle Wesen der Urpflanze wirksam findet, so ist auch in den Erscheinungen der anderen Daseinsebenen ein solches schaffendes Urprinzip zu entdecken, welches, selber absolut und ewig, sich des Gesetzes von „Polarität und Steigerung“ bedient, um sich in immer neuen, ewig sich wandelnden Formen zu offenbaren. Im Sinne Goethes dürfen wir von einer geheimen inneren Identität alles Existierenden sprechen.

Der Begriff der Steigerung im Zusammenhang mit dem der Polarität ist also der Schlüsselgedanke der Goetheschen Erkenntnis-methode. In seinem Forschen sucht Goethe allenthalben die polaren Erscheinungen auf, um aus ihnen ein Neues, Junges sich in der „Steigerung“ entfalten zu sehen. In dem Aufsatz „An die Natur“ finden wir die Polarität geradezu als den Kerngedanken. Wenn die Natur aus „dem simpelsten Stoff zu den höchsten Kontrasten“ kommt, so ist dies nur möglich durch „Auseinandersetzung“. Polarität drückt sich auch aus in dem Verhältnis von Schaffen und Zerstören. „Der Tod ist ihr (der Natur) Kunstgriff, viel Leben zu haben!“ Der Gedanke der „Steigerung“, welcher zur Zeit des Hymnus „An die Natur“ noch nicht begrifflich ausgesprochen wird, liegt schon in Formulierungen wie: „Ohne Schein der Anstrengung zur höchsten Vollendung.“

Ebenso ist die Stellung, die die Liebe in dem Gesamtorganismus der Natur einnimmt, durch Steigerung bedingt: „Ihre Krone ist die Liebe.“ Die Liebe wird als Synthese aufgefaßt, in der auseinanderstrebende polare Elemente auf neuer Ebene sich versöhnen. Die Voraussetzung der Liebe, d. h. der Synthese, ist also die Polarität. Um eine neue, qualitativ höhere Stufe erreichen zu können, muß sich ein Wesen demnach in entgegengesetzte Formen auseinandergliedern können, so wie es die Natur im ganzen tut. Sie bringt dabei tausend Formen hervor, die auf einem sehr verschiedenen Vollkommenheitsgrad stehen. Dadurch entsteht die Differenzierung der verschiedenen Naturreiche, so wie die der verschiedenen Daseinsebenen über-

haupt. Die Erscheinung der Polarität kann man also als durchgehendes Prinzip in allen Daseinsbereichen finden. Die Urpolarität „männlich-weiblich“ wandelt sich dabei in die verschiedensten Polpaare ab, ohne ihr ursprüngliches Grundwesen zu verleugnen. Sie ist ohne Mühe in den Gegensätzen: „aktiv-passiv“, „positiv-negativ“, „hell-dunkel“ usw. usw. wiederzuerkennen. In der Synthese der Pole, d. h. in ihrer „Steigerung“, entwickelt sich dann das eigentliche Leben, so wie zwischen den polaren Farben des Spektrums, rot und violett, die ganze Skala des Farbenbogens erscheint.

Die Wirksamkeit des Metamorphosengesetzes, wie es am Pflanzenwesen zu zeigen versucht wurde, ist in erster Linie zeitlicher Natur, d. h. die verschiedenen Offenbarungsformen der Pflanze treten in zeitlicher Aufeinanderfolge auf. Aber auch im Raum finden wir dieses zentrale Gesetz wirksam und über Zeit und Raum hinaus, in Polaritäten und ihren Steigerungen im ideellen Bereich. So wie das Pflanzenwesen sich in erster Linie in zeitlich aufeinanderfolgenden Erscheinungsformen entfaltet, wirkt das Gesetz von Polarität und Steigerung in der Mineralwelt in erster Linie im Raum. In Gegensätzen dagegen, wie z. B. denjenigen von positiv und negativ, offenbart es sich weder im zeitlichen noch im räumlichen, sondern im wesenhaft-geistigen Sinne. Wenn auch in den verschiedenen Erscheinungen nur eine dieser drei Wirksamkeiten jeweils die typische ist, so verflechten sie sich doch in der Wirklichkeit in der mannigfaltigsten Weise miteinander. Die Stellung der drei Glieder, der beiden Pole und ihrer Steigerung zueinander, kann eine ganz verschiedenartige sein. Wirkt das Metamorphosengesetz z. B. in erster Linie in der Zeit, dann tritt die Steigerung an zweiter Stelle in Erscheinung, noch bevor der Gegenpol sichtbar geworden ist. Dieser wirkt dann gleichsam als Kraft aus der noch nicht wahrnehmbaren Zukunft in die Gegenwart herein. Oder es ist möglich, daß der Gegenpol zeitlich als Zweites erscheint und die Steigerung als Drittes. Das Kind als Steigerung (oder „Niederung“, Novalis) des Elternpaares erscheint z. B. räumlich erst nach Vater und Mutter. Das Gesetz kann sich in der mannigfaltigsten Weise wandeln und äußern, je nach der Daseinsebene, auf welcher es wirksam ist. Es erweist sich zuletzt als ein Weltgesetz, welches die Einheitlichkeit der dem Kosmos zu Grunde liegenden Ideenwelt offenbart. Um die uns heute bedrückenden Probleme und Bedrohungen zu meistern, erscheint es notwendig, dieses Gesetz als Erkenntnismethode zu benutzen, welche über die Natur hinaus auch in den Gebieten ihre Fruchtbarkeit erweist, die ihre Entstehung erst der Tätigkeit des Menschen verdanken. So liegt wohl der Wert von Goethes natur-

wissenschaftlicher Tätigkeit nicht so sehr in seinen einzelnen Forschungsergebnissen, als darin, daß er in der Metamorphosenlehre eine neue Erkenntnismethode entwickelt hat.

Im Gestaltenwandel der Erscheinungen gliedert sich ein ursprünglich Einheitliches auseinander in eine Gegensätzlichkeit, deren Pole sich auf einer dritten Ebene zu einer neuen Einheit verbinden. Aus der Ureinheit entsteht eine Dualität, die sich in der „Drei“ wieder versöhnt.

*

Um den anschauenden Blick zu üben, seien nun einige für die verschiedenen Naturreiche charakteristische Metamorphosenverhältnisse skizziert:

Bei der Betrachtung der untersten Stufe der Natur, dem Stoff, tritt dem Blick sofort eine charakteristische Polarität entgegen, nämlich das Gegensatzpaar von Säure und Base. Diese beiden Stoffgruppen offenbaren ihren polaren Charakter unter anderem sehr eindeutig dadurch, daß die Säure blauen Pflanzenfarbstoff rot, die Base roten Pflanzenfarbstoff blau färbt. Dies sind die beiden Farben, die auch im Lichtspektrum eine polare Stellung zueinander einnehmen. Treten Säure und Base miteinander in Kontakt, so bildet sich ein Salz. Die Salze repräsentieren in der Mineralwelt die Stufe der Synthese, der „Steigerung“. Ein weltentiefes Geheimnis berühren wir, wenn wir bedenken, daß Jesus diejenigen, die die Träger des Heilens, der Liebe, der Versöhnung, das ist der Überbrückung der Gegensätze sein wollen, das „Salz der Erde“ nennt.

In der Erdkruste wiederholt sich die Polarität von Säure und Base insofern, als die verbreitetsten Gesteine in zwei große Gruppen zerfallen, die durch Kalk und Kiesel repräsentiert werden. Diesen beiden Gesteinsgruppen, mehr oder weniger schwer löslichen Salzen, liegt wieder der chemische Gegensatz von Säure und Base zu Grunde. Die Kalkgesteine erhalten ihre Eigenart durch die an ihrer Zusammensetzung beteiligte Calcium-Base; den Kieselgesteinen gibt die Kiesel-Säure ihr Gepräge. Die Gruppe der Kalke besitzt also im ganzen mehr basischen, die der Kieselgesteine mehr säurehaften Charakter. In den mannigfachsten Verbindungen und Mischungen vereinigen sie sich zum hauptsächlichsten Bestandteil der Mineralwelt.

Auf dieser Daseinsstufe wirkt das Gesetz von Polarität und Steigerung in erster Linie im räumlich-statischen Sinn. Nur selten sind in der anorganischen Natur die Pole isoliert und in Reinheit zu finden; die Synthese ist bei ihnen meist vollzogen. Löst der Mensch

Säuren und Basen aus ihren natürlichen Verbindungen in den Salzen heraus und überläßt sie der Natur, so sind sie bestrebt, auf dem schnellsten Weg wieder ihre natürliche Verbindung mit ihrem Gegenpol einzugehen. Die Ausbreitungstendenz der Mineralwelt ist die Horizontale; d. h. jede Auftürrung mineralischer Massen ist bestrebt, sich so rasch wie möglich wieder in der Ebene auszubreiten.

„Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleicht der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel. O, könnt ich dir, liebliche Freundin,
Überliefern sogleich glücklich das lösende Wort!
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze,
Stufenweise geführt, bildet zu Blüten und Frucht.“

(Goethe, „Die Metamorphose der Pflanzen.“)

Während die Hauptwirkensrichtung der in der Gesteinswelt tätigen Kräfte die Horizontale ist, so sehen wir die Pflanze dagegen in die Vertikale hineingestellt. Goethe spricht von der hier wirkenden „Vertikaltendenz“. Zwei polare Kräfte sind es wiederum, die dem Pflanzenwesen diese Entwicklungsrichtung geben: Licht und Luft veranlassen Blüte und Sproß, nach oben zu wachsen, die Wurzel dagegen folgt der Schwerkraft in der Richtung des Erdmittelpunktes. Zwischen den polaren Richtungen der Sonnenzugewandtheit und der Erdzugewandtheit entfaltet die Pflanze dann als „Steigerung“ das ihr typische Organ, das Blatt.

Ist das Mineral als „Steigerung“ der in Säure und Base wirksamen Kräfte immer fertig, sinnlich und räumlich vorhanden, so ist dagegen die Pflanze in einem dauernden Werden begriffen. Dasjenige, was bei ihr sichtbar wird, gehört eigentlich immer schon der Vergangenheit an, ist in gewissem Sinne schon tot. Das Mineral gehört seinem Wesen nach zur Stoffeswelt, die sich im Raume ausbreitet. Die Pflanze dagegen lebt als Kräftewesen, das in der Zeit sich entfaltet, und was uns an ihr stofflich erscheint, ist schon nicht mehr sie selber, sondern der Leichnam ihrer letzten Entwicklungsphase. Will man die Pflanze als Wirklichkeit erleben, muß man deshalb vom Räumlichen ins Zeitliche aufsteigen.

Die typischen Elemente des Pflanzenwesens sind Knoten und Blatt. Im Knoten befindet es sich im Zustand des äußersten Zusammengezogeneins, der „Systole“, im Blatt in dem der größten Ausdehnung, der „Diastole“. Im Knoten ist das Pflanzenwesen nicht eigentlich irdisch sichtbar vorhanden, denn es ist unmöglich, mit Leibesaugen den Punkt zu finden, wo es nun eigentlich stofflich wirksam

wird (Urpflanze). Die Pflanze könnte man also ein in der Zeit sich entfaltendes Kräfteprinzip nennen, so wie das Mineral ein im Raum ausgebreitetes Stoffeswesen.

*

„Zweck sein selbst ist jegliches Tier. Vollkommen entspringt es
Aus dem Schoß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.
Doch im Innern scheint ein Geist gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen,
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder; die Last des Übergewichtes vernichtet.
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste:
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur; du fühlst dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.“

(Goethe, „Metamorphose der Tiere“.)

Während die Pflanze die Mehrzahl ihrer Organe Luft und Sonne darbietet, entfalten sie sich beim Tier vorwiegend im Innern des Körpers. Man darf beim Vergleich zwischen Pflanze und Tier sogar von einer konsequenten Umkehrung von Außen und Innen sprechen. Zugleich ist das an sich unbegrenzte vegetative Wachstum, welches bei der Pflanze nur durch die Bedingungen der Jahreszeiten eingeschränkt wird, beim Tier zurückgestaut, um einem vollständig neuen, höheren Prinzip Platz zu machen, und was bei der Pflanze äußere Organ-gestalt ist, wird beim Tier mehr Organfunktion. Was sich bei der Pflanze in einer nach außen gerichteten Kräfte-wirkung offenbart hat, webt im tierischen Organismus „verinnerlicht“ in den Organen, so daß dort ein Neues sich entfaltet; das Seelische.

Bei dem Gestaltenwandel der Pflanze, der sich zeitlich vollzieht, bleiben die durchschrittenen Formen als lebendige Stufenleiter stehen; während das Tier jede absolvierte Entwicklungsphase mit in die nächstfolgende hinübernimmt. So stecken z. B. im fertigen Maikäfer der umgewandelte Engerling und die Puppe darinnen, während die Pflanze neben ihrer höchsten Erscheinungsform, der Blüte, zugleich auch die elementaren Stufen des Blattes, des Sprosses und des Knotens dem Blick darbietet.

Das der tierischen Organisation typische Gesetz offenbart sich in der physischen Gestalt des Tieres darin, daß da, wo einzelne Organe besonders vollkommen ausgestaltet sind, andere dagegen einen gewissen Mangel leiden. Besonders drastisch zeigen dies die Wiederkäuer, denen die oberen Schneidezähne fehlen, weil die Natur offenbar nicht genug Stoff zur Verfügung hat, um zugleich Gehörn und Zähne zu bilden. Dieses Zurückstauen der Wachstumskräfte des einen Organs zu Gunsten des anderen ist für das Tier typisch; und auch in diesem „Kompensationsgesetz“ — Ausdehnung beim einen, Zusammenziehung beim anderen Organ — wirkt das Prinzip der Polarität.

Noch in einer weiteren Hinsicht bildet der Übergang von der Pflanzen- zur Tierwelt eine wesentliche Wandlung: Während nämlich die Pflanze ihren Organismus vorwiegend in die Vertikale hineinstellt, bewegt sich das Tier mit seinem Körper in der Horizontalen. Kein Tier bringt es dazu, seine Wirbelkette konsequent in die Senkrechte zu erheben wie der Mensch.

Im Organismus des Tieres selber treten uns im Nerven-Sinnes-System und im Stoffwechsel-System deutlich polar wirkende Organgruppen entgegen. Der Stoffwechsel baut die Stoffe auf, die durch die Tätigkeit der Nerven-Sinnes-Organisation wieder verbraucht und abgebaut werden. Umgekehrt wird das Tier durch die Betätigung seiner Sinnes-Organen in die Lage versetzt, die Stoffe zu finden, die es als Lebensgrundlage braucht. Zwischen diesen beiden polaren Systemen vermittelt nun als drittes das Blutkreislauf-Atmungs-System, die Zirkulation. Seine Tätigkeit besteht darin, die Stoffe, welche die Stoffwechsel-Organen zubereiten, zu den Organen zu tragen, die sie verbrauchen sollen. — Der physische Organismus ist dann gesund, wenn diese drei Systeme ihre speziellen Funktionen in Reinheit erfüllen. Wirkt dagegen z. B. das Stoffwechselprinzip in das Zirkulations- oder in das Nerven-Sinnes-System hinein, so sind das Krankheitsursachen.

Das seelische Erleben des Tieres pendelt zwischen den beiden Polen Lust und Schmerz. Das Tier kennt nur freundliche und feind-

liche Erscheinungen, und in der abwechslungsweisen Reaktion auf dieselben erschöpfen sich seine inneren Erlebnisse. Das Bewußtsein des Tieres spielt also zwischen den Polen von Lust und Schmerz, es bringt keine Synthese zustande. Indem es sich passiv seinen Sinnesindrücken hingibt, wird es einmal zum einen, das andere Mal zum anderen Empfindungs-Extrem hingezogen.

Durch das in der Tierheit wirkende Kompensations- oder Stauungsgesetz ist jede Art mit einer speziellen Fähigkeit ausgestattet, und die ganze Tierwelt zusammengenommen stellt eigentlich erst einen vollkommenen Organismus dar. Entsprechend der jedem Tier geschenkten speziellen körperlichen Fähigkeit repräsentiert es auch symbolhaft eine ganz bestimmte Seelenqualität. Die künstlerische Phantasie wurde dadurch zum Dichten der Tierfabeln angeregt.

Wirkt das Metamorphosengesetz im Pflanzenreich so, daß im Blatt, als dem typischen pflanzlichen Organ, die Steigerung gegeben ist, so ist die dem Tierwesen eigentümliche Synthese die ganze seelische Erlebnis-Skala zwischen den Extremen von Lust und Unlust, Sympathie und Antipathie.

*

Durch das stufenweise Betrachten der drei Naturreiche, des Mineral-, Pflanzen- und Tierreiches, haben wir selbst im geistigen Anschauen einen Metamorphosenweg durchschritten.

Das Mineralreich breitet sich in der Horizontalen aus; die Pflanze erhebt sich gemäß der in ihr wirksamen Vertikaltendenz in der Senkrechten; auf der Stufe der Tierheit sehen wir dann wieder die Horizontale vorherrschen. Während sich das Mineral in erster Linie als stofflich-räumliches, und die Pflanze als dynamisch-zeitliches Gebilde präsentiert, wird das für das Tier Charakteristische im Seelischen erkannt. Durch die Anwendung von Goethes Metamorphosengesetz als Erkenntnismethode kann also das Schaffen des universellen Wirkungsprinzips fortschreitend von einer materiellen über eine kräfteartig-dynamische in eine psychische Sphäre hinein beobachtet werden. Dabei erkennen wir, wie immer das neu hinzukommende Prinzip jeweils die vorangegangenen Stufen zum Objekt seiner umgestaltenden Tätigkeit macht und sie dadurch auf seine eigene Ebene erhebt. Die Gültigkeit des Metamorphosengesetzes beim Menschen und in den Bereichen seines Wirkens bis in die Sozialgestaltung hinein soll in einigen folgenden Aufsätzen nachgewiesen werden.

Diether Vogel

In memoriam Alexander Meier-Lenoir

Am 3. März 1961 ist unser Freund

Herr Dr. jur. Alexander Meier-Lenoir

in Wiesbaden gestorben.

Wir verlieren in ihm einen Bundesgenossen in den Bemühungen um die Befreiung des Menschen aus den Fesseln staatlicher Bevormundung und Verwaltung in Kultur, Rechtsleben und Wirtschaft. Er war Mitbegründer und Beirat unserer „Gesellschaft zur Förderung eines freien öffentlichen Schulwesens e. V.“

Herr Dr. Alexander Meier-Lenoir vereinigte in sich hohe Tugenden, wie sie selten in einem Menschen zusammenreffen. Seine große Bescheidenheit, verbunden mit hohen geistigen Gaben, persönlichem Charme, ungewöhnlicher Bildung und Freiheit des Urteils, seine selbstlose aktive Tätigkeit im Interesse der die Freiheit der Persönlichkeit gewährleistenden Sozialordnung, reihen ihn — den begeisterten Schüler Wilhelm von Humboldts — in jene Schar von unsterblichen Persönlichkeiten ein, die produktiven Anteil am Schicksalsgang der Menschheit haben.

Sein Name ist mit den Bestrebungen um die Entwicklung einer freiheitlichen Ordnung untrennbar verbunden.

In „Fragen der Freiheit“ Nr. 14 ist der Vortrag von Dr. Alexander Meier-Lenoir, anlässlich der Gründungsversammlung der „Gesellschaft zur Förderung eines freien öffentlichen Schulwesens“ e. V., in Heidenheim/Brenz, über das Thema: „Grundgesetz und Schule“ erschienen.

Elternrecht und staatliche Subventionierung der Erziehung an freien Schulen*)

Da der Staat die Erziehung der Kinder, die eine freie Schule besuchen, nicht im selben Maße subventioniert, wie die Erziehung derjenigen Kinder, die eine öffentliche Schulbank drücken, ist die Entscheidung für eine freie Schule nicht nur von pädagogischen, sondern auch von wirtschaftlichen Erwägungen abhängig. Die Wahl einer freien Schule bedeutet einen weitgehenden oder gar vollständigen Verzicht auf die Subventionierung der Schulbildung aus öffentlichen Kassen. Das Recht der Eltern, für ihre Kinder an Stelle der öffentlichen Schule eine Privatschule zu wählen, kann vernünftigerweise nur den Sinn haben, daß den Eltern die Möglichkeit einer pädagogischen Entscheidung gegen den staatlichen Lehrplan und seine Durchführung bleiben soll. Denn es widerspräche der freiheitlichen demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland, wenn der Staat über die Festsetzung dessen, was Recht und Unrecht ist — worin seine ureigenste Funktion besteht —, hinaus seine Bürger in irgend einer Frage an seine Ansicht binden könnte. Wie in allen anderen Dingen ist es den staatlichen Organen selbstverständlich unbenommen, in pädagogischen Angelegenheiten ganz bestimmte Vorstellungen von dem zu haben, was richtig und was falsch ist und auch entsprechend zu handeln, aber sie dürfen keinem mündigen Bürger ihre Meinung aufdrängen oder gar aufzwingen.

Wenn es nicht zulässig ist, daß die staatlichen Organe ihre pädagogischen Ansichten für allgemein verbindlich erklären (dogmatisieren), dann erscheint es sehr zweifelhaft, ob es zulässig ist, vor der Entscheidung gegen die öffentliche und für eine freie Schule ein wirtschaftliches Hindernis zu errichten. Angesichts der Höhe der Beträge kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß der mit der Wahl einer Privatschule gekoppelte Verlust der öffentlichen Subventionierung der Schulbildung in vielen Fällen entgegen den pädagogischen Vorstellungen und Wünschen der Eltern zugunsten der öffentlichen Schule den Ausschlag gibt. Es liegt sicher nicht im Sinne eines sozialen Rechtsstaates, daß die Ausübung eines Grundrechtes wie des Elternrechts durch die Ausgestaltung der Subventionierungsprinzipien für die ärmeren Volksschichten, die über ein solches wirtschaftliches Hindernis nicht hinwegzusteigen vermögen, aus dem Bereich der realen Möglichkeiten einfach hinausmanipuliert werden darf.

*) Aus „Freie Bildung und Erziehung“, Pädagogische Monatsschrift privater Schulen (Ffm., Kellerstr. 1) Heft 1, 1961, S. 17

Der Staat gebe den Eltern, die ihr Kind auf eine freie Schule schicken möchten, den Betrag, den er aufwenden würde, wenn es an einer öffentlichen Schule unterrichtet würde, zweckgebunden für die Schulbildung an die Hand. Man könnte dieses Geld als „Erziehungsbeihilfe“ bezeichnen, was es seinem Wesen nach auch dann ist, wenn es der Staat in den öffentlichen Schulen investiert.

Eine solche Erziehungsbeihilfe hat gegenüber direkten Subventionen an Privatschulen manche Vorteile. Subventionen, die an Institutionen gegeben werden, nehmen nur zu leicht den Charakter wohlverborener Rechte an, wodurch die Institutionen dann „unsterblich“ werden, was nicht selten die Todesursache der pädagogischen Phantasie und Initiative ist. Außerdem kommt eine Privatschule, die direkte Subventionen erhält, in die unerquickliche Lage, es zwei Herren recht machen zu müssen: den Eltern und der bewilligenden Behörde. Sie fühlt sich dann möglicherweise gedrängt, sich in pädagogischer Hinsicht in erster Linie nach den Wünschen der Behörde und erst in zweiter Linie nach denen der Eltern zu richten. Das muß die öffentliche Schule auch; und die Eltern, die, um ihr auszuweichen, eine freie Schule wählen, sind um den Erfolg ihrer Bemühungen mehr oder weniger betrogen.

Bei der Erziehungsbeihilfe stünde es allen stets vor Augen, daß die Subvention um der Kinder und nicht um der Schulen oder der Lehrer willen gegeben wird! Der „Umweg“ der öffentlichen Gelder durch die Taschen der Eltern wird den Leistungswettbewerb der Schulen um die Schüler beleben und sich so als höchst produktiv erweisen.

Eckhard Behrens

Der funktionsfähige soziale Organismus

Forumgespräch, veranstaltet im Rahmen der Pflingsttagung des Seminars für freiheitliche Ordnung der Wirtschaft, des Staates und des kulturellen Lebens vom 4. bis 6 Juni 1960 in der freien Waldorfschule Uhlandshöhe in Stuttgart.*)

I. Teil

Die Gesprächsteilnehmer: *Eckhard Behrens, stud. jur., Heinz Eckhoff, Dr. Heinz-Hartmut Vogel, Diether Vogel, Peter Weinbrenner cand. rer. pol.*

Heinz-Hartmut Vogel: Wir setzen heute unsere Arbeit in Form eines Forumgespräches fort. Die Fragen, die gestern und vorgestern gestellt worden sind, wird Herr Eckhoff an einen kleinen Kreis zur Beantwortung richten. Sie sollen dann, nachdem das eine Weile gelaufen ist, die Probleme, die Sie noch haben, Herrn Eckhoff übermitteln. Er sammelt sie und gibt sie an einen der Teilnehmer des Forumgesprächs weiter. Wir wollen diese Methode der Gesprächsführung einmal versuchen, um dadurch zu erreichen, daß der ganze Problembereich noch einmal konzentriert und kurz umfaßt wird.

Heinz Eckhoff: Wir haben während der Tagung sehr oft den Begriff „Sozialer Organismus“ gehört, und es fiel auch das Wort „Marktorganismus“. Ich denke, wir wollen etwas zur Klärung dieser Begriffe beitragen. Dabei ist es wichtig zu wissen, was man eigentlich unter einem Organismus im Gegensatz zu einem Mechanismus versteht. Sie erinnern sich wohl, daß zu Anfang der Tagung eine Ordnung, die aus einer mechanistischen Denkweise sich ergibt, einer Ordnung, die dem Begriff „Organismus“ entspricht, gegenübergestellt wurde. Ich möchte jetzt Herrn Dr. Vogel bitten, aus seiner Vorstellung heraus, die er als Arzt von dem Begriff „Organismus“ hat, uns diesen Begriff zu erklären und die Frage zu beantworten: Was versteht man unter einem Organismus im Gegensatz zu einem Mechanismus?

Heinz-Hartmut Vogel: Es ist ja so, daß wir das Wort Organismus im allgemeinen nur verwenden, wenn wir von einem natürlichen Organismus sprechen, also von einer Pflanze, von einem Tier und vom Menschen. Und wenn man in diese Vorstellungen, z. B. des menschlichen Organismus, mechanistische Vorstellungen hineinträgt, dann merkt man, daß man sehr schnell an ein Ende kommt, —

* Von den Teilnehmern des Gesprächs nicht durchgesehen.

es geht nicht. Das versucht ja die heutige naturwissenschaftlich verstandene Medizin durchaus. Sie versucht mechanistische Vorstellungen bei ihrer Anschauungsweise zu verwenden. Man gerät dadurch aber immer schnell an ein Ende. Man gesteht sich das aber meist nicht ein. Einen Organismus — ich will einmal versuchen, ihn so zu definieren — kann man von einem Mechanismus dadurch unterscheiden, daß man sagt: Der Ordnungsgedanke des Ganzen wiederholt sich beim Organismus in allen seinen Teilen. Wenn Sie den menschlichen Organismus studieren, so finden Sie ganz bestimmte Funktionssysteme. Man findet einen Bereich, ein Funktionssystem, das alle Wahrnehmungen, alle Sinnesfunktionen, also alle nervlichen Funktionen trägt, — dann finden wir ein System, das den materiellen Aufbau besorgt, den Stoffwechselorganismus, wo der ganze Körper aufgebaut wird, — und wir haben schließlich ein System, das Herz- und Kreislaufsystem, welches vermittelt zwischen den beiden vorher genannten Systemen. Nun, wir finden, um es ganz kurz zu machen, eine Dreigliedrigkeit. Wenn Sie nun in ein einzelnes Organ hineinschauen, finden Sie diese Dreigliederung wieder. Wir finden sie bis in das kleinste Organ, bis in die Zelle hinein. Das ist das Eigentümliche — und wenn Sie nun einen solchen Organismus studiert und seine Ordnung entdeckt haben, dann stehen Sie vor der Frage: „Kann ich nun noch mehr über ihn aussagen?“ — und Sie werden überrascht sein, daß man sagen muß: „Nein, ich habe mit seiner Ordnung eigentlich schon sein ganzes Wesen erfaßt.“ Die Ordnung ist also gleichzeitig sein Prinzip, sein Wesen, sein Archetyp, so, wie Goethe sagt: „Sucht nichts hinter den Phänomenen, sie selbst sind die Lehre.“ — Man kann dahinter nichts mehr finden. Hinter dieser Ordnungsidee finden Sie nichts mehr. Natürlich muß man dazu tief und umfassend forschen. — Ein Mechanismus dagegen ist ganz anders beschaffen. Da finden Sie, wenn sie eine Maschine vor sich haben, sehr viele Teile, die ganz wesensverschieden vom Ganzen sind und Sie können aus einem solchen Teil niemals das Ganze erkennen und erklären oder umgekehrt aus dem Ganzen die Teile. Höchstens können Sie den Zweck der Maschine durchschauen und den einzelnen Teil als dem Gesamtzweck untergeordnet verstehen. Es ist vielleicht sogar möglich, zu sagen: „Eine Maschine, ein Mechanismus ist im Hinblick auf einen ganz bestimmten Zweck hin konstruiert, ist dem Konstrukteur zur Aufgabe gestellt. Die Maschine hat diesem Zweck zu dienen und der einzelne Teil ist diesem Zweck untergeordnet.“

Heinz Eckhoff: Schönen Dank! Wir sehen also, daß wir im Organismus immer eine Polarität finden, die sich zu einem Dritten

„steigert“. Hier beobachten wir ja die Wirksamkeit des Gesetzes von Polarität und Steigerung, wie es Goethe, als in den Organismen wirksam, entdeckt hat, wodurch wir es dann mit einer Dreiheit zu tun haben. Man muß sich nun fragen: „Wo ist es berechtigt, die mechanistische Betrachtungsweise anzuwenden und wo ist die organische Betrachtungsweise angebracht?“ Hier stehen wir auf dem Boden des Goetheanismus. Goethe fragte, wenn er eine Sache betrachtete: „Welche Anschauungsweise erfordert diese Sache? Ich muß warten, bis sich mir das Wesen der Sache offenbart und ich muß dann die Betrachtungsweise anwenden, die die Sache selbst erfordert.“ Man darf der Sache also nicht von sich aus ein Vorurteil überstülpen, daß man z. B. vom Herzen als von einer Pumpe spricht, oder von unserem ganzen Stoffwechselorganismus wie von einer Verbrennungsmaschine. Dadurch würde man von vornherein etwas mechanistisches in die Anschauungsweise hineinbringen. Das muß man auch beachten, wenn man den sozialen Organismus betrachtet. — Nun wollen wir etwas konkreter werden: Wir haben auch gesprochen von „Marktorganismus“. Das ist ein ganz neuer Begriff, und da möchte ich Herrn Behrens bitten, uns noch etwas deutlicher zu machen, inwiefern es berechtigt ist, beim Markt mehr von einem Organismus, als von einem Mechanismus zu sprechen.

Eckhard Behrens: Ich muß da gleich anknüpfen an das, was Herr Dr. Vogel gerade gesagt hat. Eine Einrichtung, die einem vorgegebenen Zweck, einem von außen gegebenen Zweck dient und von oben herab nach diesem Zweck strukturiert ist, ist der Markt nicht, denn im Markt haben wir die Koordination vieler verschiedener Zwecke. Jeder Marktbeteiligte verfolgt seinen eigenen Zweck und derjenige, der die Sozialordnung gestaltet, muß diese verschiedenen Zwecke alle zum Zuge kommen lassen. Ich möchte zur Demonstration solche Zwecke nennen: Der Unternehmer z. B. verfolgt in der Regel den Zweck, Geld zu verdienen. Er verfolgt nicht primär den Zweck, irgend etwas zu produzieren; dieses Ziel hat er gar nicht, sondern er will einfach Geld verdienen. Er will nicht Brötchen produzieren, nicht Kleider produzieren, sondern er ordnet seine Handlungen dem Zweck unter, daß er viel Geld verdient. Wenn der Konsument — das ist der Vertreter der anderen Marktseite — auf dem Markte erscheint, dann hat er ganz andere Zwecke. Er will z. B. Brötchen haben oder er möchte Kleider haben. Sie sehen, es sind verschiedene Zwecke, die auf dem Markte miteinander koordiniert werden sollen. Man muß sich, wenn man vom Sozialen spricht, immer die ganze Vielfalt vorstellen und man gerät in die Enge, wenn man auf eine bestimmte Person abstellt. Das ist für das Soziale ganz typisch. Wer die Vielfalt im Auge hat, kommt zur organischen

Betrachtungsweise. Wer sich einen bestimmten Zweck setzt und alle Menschen diesem seinem Zweck unterordnen will, der wird niemals einen Markt einrichten, denn auf dem Markt werden gerade die Zwecke der verschiedenen Menschen miteinander koordiniert. Es setzt sich der Wille der Konsumenten durch und der Wille der Produzenten. Das ist eben das Wunderbare! Es wird hier nicht der eine dem anderen untergeordnet. Die Produzenten brauchen nur das herzustellen, was sie wollen; die Konsumenten ihrerseits können nachfragen was sie wollen, nicht wahr! — Wir bringen es über den Markt fertig, das alles miteinander zu koordinieren. Der Unternehmer kann tatsächlich seinen Zweck erreichen und Geld verdienen, soviel es seinen Fähigkeiten entspricht — und obgleich der Unternehmer voll sein Ziel erreicht, kann der Konsument auch sein Ziel voll erreichen, nämlich Brötchen kaufen oder Kleider, je nachdem, was er gerade haben möchte — oder ein Auto oder einen Radioapparat oder sei es, was es wolle. Man muß sich das immer recht vielfältig vorstellen.

Die mechanistische Betrachtungsweise läßt sich dagegen nie darauf ein, so viele Zwecke zuzulassen und hält es für ganz ausgeschlossen, daß es möglich sein soll, daß jeder seinen eigenen Zweck verfolgen kann. Aber das geht in Wahrheit wunderschön. Man sagt, der Gemeinnutz ginge vor Eigennutz des Einzelnen und die Funktion, die der Markt da leisten soll, könne er gar nicht leisten. Es erscheint den Mechanisten unvorstellbar, daß da jeder zu dem Seinen kommt. Es wäre ja wunderbar — so meinen sie —, wenn das so einfach ginge! Menschen, die so denken, kommen nach kurzer Zeit immer dazu zu sagen: der Markt ist doch eine chaotische Angelegenheit; da kann man keine Ordnung darin entdecken. Sie greifen dann ein und schaffen den Markt ab und machen einen zentralen Dirigismus, wie wir ihn gehabt haben vor 1948. Der Beweis dafür, daß eine Koordination unendlich vieler Zwecke möglich ist, hat die Bundesrepublik gerade nach 1948 erbracht und zwar beispielhaft für die ganze Welt. Wir haben das ja am ersten Tag hier so schön besprochen.

Heinz Eckhoff: Schönen Dank! Wir kommen vielleicht auch noch weiter, wenn wir einen zweiten Begriff hinzunehmen, der hier auch öfter gebraucht worden ist: Was versteht man unter vollständigem Markt? Können Sie uns dazu etwas sagen, Herr Weinbrenner?

Peter Weinbrenner: Herr Behrens sprach davon, daß auf dem Markt die verschiedensten Zwecke aufeinanderstoßen. Es ist nun sehr wichtig, daß tatsächlich jeder einzelne, der seinen subjektiven Plan, seinen individuellen Zweck verfolgt, die Möglichkeit hat, auf

dem Markt seinen Partner zu finden, mit dem sich sein Plan koordinieren läßt. Wenn wir heute die Märkte in der Wirklichkeit betrachten, werden wir feststellen, daß, obgleich die Vielzahl der Zwecke besteht, trotzdem für den einen oder anderen gar nicht die Möglichkeit existiert, auf dem Markt sich einen Partner zu wählen, mit dem er seinen eigenen Plan abstimmen und mit dem er sich einigen kann. Wir stoßen hier auf das Problem, daß es durchaus Leute gibt, die darauf aus sind, sich einen eigenen Interessenbereich, eine Machtposition zu schaffen und zu sichern, über den hinaus sie nicht möchten, daß irgendwelche Außenseiter als Konkurrenten mit hineinkommen. Nehmen wir drei Unternehmer, die das gleiche Produkt herstellen. Sagen wir, es seien Uhrenfabrikanten. Diese drei Fabrikanten haben das gleiche Ziel, d. h. sie wünschen sich möglichst viele Käufer für ihre Uhren. Aber wenn sie sich umsehen, stellt jeder der drei Fabrikanten fest: zu meiner Linken sitzt ein Konkurrent und zu meiner Rechten sitzt ein Konkurrent! Wenn ich es vermeiden kann, daß der eine oder der andere Konkurrent — oder am besten beide — nicht am Markt erscheinen, sind meine Chancen zweifellos größer, meinen Zweck optimal zu erreichen, nämlich, meine Uhren möglichst teuer abzusetzen. Er wird also alles versuchen zu verhindern, daß auch die Konkurrenten auf dem Markt erscheinen, um die gesamte Nachfrage an sich zu ziehen. Wie macht er das? Hier stehen ihm eine Menge Möglichkeiten zur Verfügung.

Heinz Eckhoff: Wir kommen jetzt zu der Frage: „Wodurch wird eigentlich der Markt gestört bzw. eingeengt? Wodurch wird verhindert, daß der vollkommene Markt zustande kommt?“

Eckhard Behrens: Ein Beispiel als typischen Fall eines unvollständigen Marktes: Die Glühbirnenfabrikanten hatten in den zwanziger und dreißiger Jahren sich international abgesprochen. Sie wollten also auch viel Geld verdienen. Die Konsumenten auf der anderen Seite hätten gerne Glühbirnen gehabt, die gut und möglichst lange leuchten und auch billig sind. Die Fabrikanten hatten nun ganz gut fabriziert und standen vor dem Problem: Wie setzen wir unsere nächste Jahresproduktion ab? Sie merkten aber: Die Glühbirnen, die sie fabriziert haben, sind so gut, daß sie sehr lange halten werden. Da hat das Kartell der Glühbirnenfabrikanten sich zusammengesetzt und man hat aus jeder Firma den besten Ingenieur zu einer Ingenieurskommission abkommandiert. Und dieser Kommission hat man den Auftrag erteilt, einen Glühfaden zu entwickeln, der nach 500 bis 800 Glühstunden bestimmt verbraucht ist. Die Glühbirnen waren vorher einfach zu gut. Man sieht hier, daß dadurch, daß die Glühbirnenfabrikanten es fertiggebracht haben, den Markt abzu-

riegeln, die Verbraucher von Glühbirnen geschädigt wurden — sie hatten nämlich alle Patente, die man zur Herstellung von Glühbirnen braucht — und sie hatten untereinander die Absprache getroffen, diese Patente niemand anderem zu überlassen. Auf diese Weise war es möglich, zu verhindern, daß Außenseiter in diesen Markt hineinkamen. Und nun hatten sie durch diese Marktposition die Möglichkeit, den Zweck der Konsumenten — die darauf ausgingen, gute Glühbirnen zu bekommen zu einem vernünftigen Preis — zu ignorieren, d. h. ihnen schlechte Glühbirnen zu Preisen zu geben, die die Unternehmer dann „auskömmlich“ zu nennen pflegen. Man sieht hier, daß ein solcher Markt unvollkommen ist. Es werden den Konsumenten die Zwecke der Produzenten gewaltsam oktroyiert und die Zwecke der Konsumenten — ihre Bedürfnisse werden zwar schlecht und recht befriedigt, sie bekommen eine Glühbirne (soweit funktioniert der Markt noch), aber sie bekommen eben eine schlechte Glühbirne — werden nur noch mangelhaft erfüllt. Sie bekommen aber nicht so gute Glühbirnen, wie man sie zu diesem Zeitpunkt nach technischem Wissen herstellen könnte. Von Nylonstrümpfen ist nach dem letzten Krieg dasselbe bekannt geworden und es gibt weitere derartige Fälle. Die Sache mit den Glühbirnen ist offiziell von einer Kartellkommission, die von der Regierung eingesetzt war, festgestellt worden.

Heinz Eckhoff: Schönen Dank; das Beispiel hat uns sicher ein Stück weitergeführt. Nun ist der Begriff „Kartell“ aufgetreten und wir sehen, der Markt ist nicht voll funktionsfähig, wenn es Gruppen gibt, die über andere Macht ausüben und sie ausbeuten. Um jetzt weiter zu kommen, müssen wir den Begriff „Kartell“ klären. Sie haben sicher dieses Wort schon öfter gehört und ich möchte einen der Herren bitten, ganz kurz zu umreißen, was man unter einem Kartell versteht.

Peter Weinbrenner: Ein Kartell kommt zustande — um bei dem Uhren-Beispiel zu bleiben — wenn solche Absichten, wie sie dieser Uhrenfabrikant hatte, ihren Niederschlag finden in vertraglichen Abmachungen und Bindungen der Konkurrenten untereinander zwecks Erlangung einer wirtschaftlichen Machtstellung, die sie gegenüber dem Markt erreichen wollen. Wenn also der Uhrenfabrikant A sich mit den Uhrenfabrikanten B und C zusammensetzt und zu ihnen sagt: „Meine Herren! Wir begegneten uns seither am Markt als große Feinde und wir versuchten uns die Preise gegenseitig zu verderben. Wollen wir uns nicht auf einer bestimmten Basis einigen? Man könnte z. B. ausmachen, wir wollen uns in die Absatzgebiete teilen. Nimm du Süddeutschland, ich nehme Norddeutschland oder gehe du nach Bayern, ich nehme Württemberg-Baden.“

Das wäre z. B. eine Möglichkeit, daß man sich auf Absatzgebiete einigt. Man kann zum zweiten sagen: „Wir einigen uns über die Preise. Wenn wir eine gewisse Preisebene festlegen — die selbstverständlich nicht den äußersten Preisen entspricht, mit denen wir uns als Konkurrenten begegnet sind, sondern wir nehmen uns einen ‚angemessenen‘ Preis und jeder verpflichtet sich, diesen Preis einzuhalten —, machen wir sicher einen schönen Gewinn.“ Dieser Preis ist aber nicht der gerechte Preis, wie er sich am Markt bei freiem Wettbewerb einspielen würde, angenommen pro Uhr 5,— Mark. Nun nehmen sie aber den Kartellpreis, sagen wir, von 8,— Mark und haben somit einen Monopolgewinn von 3,— Mark, also einen Gewinn, der ihnen zufließt aufgrund dieser Monopolstellung, die sie sich nun geschaffen haben, die also nicht marktbedingt ist. Wir haben hier also einen unvollständigen Markt. Diese Absprachen werden dann z. B. noch weiter ausgedehnt auf Lieferungsbedingungen — man nennt das dann Konditionenkartell — usw. Es gibt noch eine ganze Anzahl Arten von Kartellen, die hier nicht weiter dargestellt werden können.

Heinz Eckhoff: Schönen Dank, Herr Weinbrenner! Es ist wohl deutlich geworden, daß gerade die Kartelle einen vollkommenen Markt nicht aufkommen lassen. Es ist nun aber auch das Wort „Monopole“ gefallen, und es wird sicher interessieren, was für ein Unterschied besteht zwischen „Monopol“ und „Kartell“. Wollen Sie einmal darauf eingehen, Herr Behrens?

Eckhard Behrens: Was ein Monopol ist, ist eigentlich ziemlich klar. Ich glaube, da braucht man gar nicht mehr viel dazu zu sagen: Es ist eben nur ein einziger Produzent vorhanden für eine bestimmte Ware und es gibt keinen anderen Produzenten, wie bei den naturgegebenen Monopolen, wie etwa z. B. wenn in einem Dorf in einem wasserarmen Land nur ein Brunnen zur Verfügung steht, und der gehört einem Bauern und alle anderen Bauern müssen bei ihm das Wasser holen und er läßt sich dieses entsprechend gut bezahlen. Er setzt den Preis so fest, daß gerade noch so viel Wasser verkauft wird, daß der höchste Gewinn herauskommt. Würde er den Preis unendlich hoch setzen, dann könnten die Bauern bei ihm gar kein Wasser kaufen, dann machte er keinen Gewinn. Wenn er den Preis sehr tief setzt, verkauft er zwar sehr viel Wasser, aber er hat unheimlich viel Arbeit, das viele Wasser einzufüllen und der Gewinn ist dann relativ klein. Er sucht also genau den Preis aus, bei dem die Menge an verkauftem Wasser und die aufgewendete Arbeit im günstigsten Verhältnis stehen zu dem erzielten Gewinn. So etwas kann der Monopolist also ganz souverän machen und die anderen müssen bezahlen — sie können sich nicht wehren. — Und nun der Unterschied zwischen Monopol und Kartell: Der wäre eben der, daß es im Dorfe

eben zwei oder drei oder fünf Bauern mit Brunnen gibt und die sagen sich nun: „Wir sprechen uns ab!“ — Und was passiert, wenn die Herren sich absprechen? Dann ist es genau so, als wenn die fünf Brunnen nur einem einzigen gehörten. Das Kartell ist also auch ein Monopol. Das Kartell tritt am Markt auf wie ein Mann. Eucken hat dafür ein schönes Wort gebraucht: „Kollektivmonopol“. Das Kartell ist ein Kollektivmonopol.

Heinz Eckhoff: Eigentlich steht die Frage: „Wie stellt man einen vollständigen Markt her, in dem die Monopole und Kartelle ausgeschaltet werden?“, noch offen. Wir kommen da auf die sehr wichtige Frage, wie das möglich ist. Dann müssen wir aber zuerst noch einen Begriff klären, nämlich den der Monopole.

(Fortsetzung in einem der nächsten Hefte)

10. Tagung

vom 1. bis 9. Aug. 1961 in Hard (Bodensee) b. Bregenz (Vorarlberg)

Die Sozialordnung als Organ der Freiheit

Seit August 1945 hat sich die physische Situation der Menschheit — und in ihrem Gefolge auch die geistige — grundsätzlich geändert. Jene schildert der Atomphysiker Professor Max Born:

„... Innerhalb weniger Jahre ist etwas Neues gekommen, das unser Dasein umgestaltet. Dies Neue schließt zugleich eine fürchterliche Drohung in sich ein: Die Drohung der Selbstvernichtung der Menschheit. Die fundamentale Tatsache ist die Entdeckung, daß die Materie, aus der wir und alle Dinge bestehen, nicht fest und unzerstörbar ist, sondern instabil, ein Explosivstoff. Wir sitzen alle im wahren Sinne des Wortes auf einem Pulverfaß; das hat allerdings ziemlich dicke Wände, und wir brauchten ein paar Jahrtausende, um ein Loch hineinzubohren. Jetzt aber sind wir gerade durch und können uns ohne Beschwer mit einem Streichholz in die Luft sprengen. Diese bedrohliche Situation ist einfach eine Tatsache ...“

Damit hat die Menschheit die „Freiheit“ gewonnen, sich physisch selbst zu vernichten — angesichts der Ost-West-Spannung eine um so größere Bedrohung! — Die Freiheit ist absolut, d. h. sie ist paradoxerweise zur Verpflichtung — à la longue — für alle geworden. Der Mensch hat von nun an nicht mehr die Freiheit, die Freiheit zu ignorieren oder gar zu negieren. Will die Erden-Menschheit nicht ein schmähhches und infernalisches Ende erleiden, müssen es einige Verantwortungsbewußte unternehmen

**die Substanz der Freiheit nicht nur zu erleben, sondern auch
die Idee der Freiheit zu erkennen und
das Gesetz der Freiheit sozial zu gestalten. —**

Die Freiheit ist nicht nur ein Zustand des Seins, sondern zugleich das Sein selbst.

Es kann also fürderhin nicht mehr genügen, die Freiheit zu erleben und dies mit mehr oder weniger Überschwang zu betonen, wie es im Westen allenthalben geschieht. Aber auch die schlüssigste soziologische Theorie einer freiheitlichen Ordnung hilft nicht, solange sie von vereinzelt Rufem in der Wüste gepredigt wird, die wie Kometen, durch unendliche Räume voneinander getrennt, ihre Bahn ziehen, ohne einander zu begegnen. Es gilt, — es sind wenige genug — sie zu einem lebendig pulsierenden Planetensystem, d. h. zu einem Freundeskreis, einer im Konkreten wirkenden Arbeitsgemeinschaft zusammenzuführen. (Das gleiche gilt auch für die wegen ihrer verschiedenen Bewußtseinskonstitution divergierenden Gruppen, die wenigstens zu fakultativer Zusammenarbeit kommen sollten.)

Aus dieser Einsicht heraus haben sich — vor nahezu 7 Jahren, am 28. August 1954 — nach dem frühen Tode des unvergeßlichen **Otto Lautenbach**, einige Freunde aus Österreich, der Schweiz und aus Deutschland vereinigt, um zu sehen, was — in Anbetracht der geschilderten Lage und der unausweichlich zu erfüllenden Aufgabe — zu tun sei.

In enger Verbindung mit diesem Zusammenschluß ist die Schriftenreihe „**Fragen der Freiheit**“ entstanden, die einen treuen Freundeskreis aus Zugehörigen aller freiheitlichen Richtungen um sich sammeln konnte. Aber noch etwas — fast schon nicht mehr Erwartetes — ist geschehen: Die **Jugend** ist gekommen und hat gezeigt, daß sie die von dem Initiativkreis gepflegte Wissenschaft der Freiheit und die Technik der Freiheit spontan zu verstehen in der Lage ist. Junge Menschen verstärkten bald die Phalanx der Älteren, und es entstand aus dieser Zusammenarbeit das **Seminar für freie Ordnung der Wirtschaft, des Staates und des kulturellen Lebens**.

Dieses Seminar lädt Sie heute ein, an seiner **10. Tagung** teilzunehmen, die vom **1.—9. August 1961 in Hard/Bodensee, 5 km von Bregenz (Vorarlberg)** stattfindet. Hard liegt in der Nähe der Rheinmündung, an der „Dreiländerecke“, wo Österreich, die Schweiz und Deutschland sich berühren. (Hard ist der Wohnort unseres Freundes **Otto Valentin**, Verfasser des bedeutenden Buches: „Die Überwindung des Totalitarismus“, Maier-Verlag Dornbirn).

Es soll auf dieser Tagung nicht so sehr Elementar- und Spezialwissen vermittelt werden; das Wissen soll, wie es **Werner Schmid** einmal aussprach, als „Turngerät“ zum Erüben der universellen Erkenntnis- und Arbeitsmethode dienen. — Es soll ein Einblick gewährt werden in die **große, vielgestaltige und farbige Welt der Freiheit und ihrer Ordnung**.

PROGRAMM

(Änderungen vorbehalten)

Es sprechen in den Hauptvorträgen u. a.:

Prof. Dr. Margreiter,
Innsbruck:

Über die Freiheit

Redakteur

Friedrich Salzmänn, Bern:

Die weltpolitische Situation unter dem Aspekt des West-Ost-Gegensatzes

Altnationalrat

Werner Schmid, Zürich:

*Die Schweizer Demokratie -
zum 1. Aug., dem Nationalfeiertag der Eidgenossenschaft*

Prof. Dr. Paul Diehl,
München:

Otto Lautenbach

Dr. Heinz-Hartmut Vogel,
Heidenheim/Brenz,

Vorsitzender der Gesellschaft
zur Förderung eines freien,
öffentlichen Schulwesens.

*Freiheit der Schule — die dringende Forderung
der Gegenwart*

Dr. Lothar Vogel, Ulm
Herausgeber der Schriftenreihe
„Fragen der Freiheit“

*Die freie Gesamtordnung der Wirtschaft,
des Staates und des kulturellen Lebens.*

**Es wirken außerdem mit
aus Deutschland:**

Eckhard Behrens, Frankfurt/M.; Heinz Eckhoff, Heidenheim/Brenz; Irene Lauer, Marburg/Lahn; Andreas Papendieck München; Fritz Penserot, Kirn/Nahe; Diether Vogel, Bad Kreuznach; Peter Weinbrenner, Nürnberg.

aus Österreich:

Alois Dorfner, Linz/Donau; Julius Kronegger, Dornbirn/Vorarlberg.

Dienstag, 1. August 1961
15.30 - 17.30 Uhr

Eröffnung, Vorbesprechung, Einleitungsreferat.

**Mittwoch, 2. bis
Mittwoch, 9. August**
9.00 - 10.30 Uhr

Kurs: Die Kulturordnung

Wesen und Ursachen des kulturellen Reichtums der Nationen bedürfen ebenso sehr einer gründlichen Untersuchung, wie die des wirtschaftlichen Reichtums sie seit 200 Jahren erfahren. Die Verbesserung der Wirtschaftsordnung aufgrund der wissenschaftlichen Erkenntnisse führte zu einer ungeahnten Steigerung ihrer Produktivität. – Das Unbehagen an der kulturellen Entwicklung hat reale Gründe: **Die Kulturordnung ist nicht genügend funktionsfähig**, sie ist unterentwickelt im Vergleich zur Wirtschaftsordnung, weil sie im Gegensatz zu dieser in den letzten 150 Jahren nicht entscheidend verbessert worden ist.

**Mittwoch, 2. bis
Mittwoch, 9. August**
11.00 - 12.30 Uhr

Kurs: Grundprobleme der Wirtschaftsordnung

Marktwirtschaft; Planwirtschaft; Geldwertstabilität; Dauer-
vollbeschäftigung; – evtl. parallel dazu Kurs über aus-
gewählte Einzelfragen der Währungsordnung.

12.30 - 15.30 Uhr

Mittagspause die zur Ermöglichung von Einzelgesprächen -
auch mit Referenten - besonders lange gehalten ist.

**Mittwoch, 2. bis
Freitag, 4. August**
15.30 - 17.30 Uhr

Kurs: Partnerschaft von Kapital und Arbeit

Die Neuordnung des Produktionsfaktors Kapital erzwingt nicht nur eine Neuordnung des Produktionsfaktors Boden, sondern auch des Produktionsfaktors Arbeit: Bei Dauer-
vollbeschäftigung wird die auf dem Lohnverhältnis beruhende Betriebsverfassung funktionsunfähig. Die alte Forderung „Arbeitskraft darf nicht Ware sein“ wird durch die Abschaffung des Lohnverhältnisses, das einen produktivitäts-
hemmenden Interessengegensatz von Kapital und Arbeit beinhaltet, zugunsten ihrer Partnerschaft – mit gleich-
gerichteten Interessen – beseitigt.

**Sonnabend, 5. bis
Dienstag, 8. August**
15.30 - 17.30 Uhr

Kurs: Bodenordnung und Marktwirtschaft

Wo liegt die Grenze zwischen Stadt- und Landesplanung und einer staatlichen Standortplanung, die aus einer Marktwirtschaft eine schlechtfunktionierende und ungerechte Privilegienwirtschaft machte? Die heutige Bodenordnung befindet sich längst auf diesem Abweg. Geben die Bodenreformvorschläge eine befriedigende Antwort?

17.30 - 19.30 Uhr

Abendpause

19.30 - 21.30 Uhr

Abendvorträge

Mittwoch, 9. August

Abreise nach dem Mittagessen

An einem der Abende wird Herr **Helmut Reimer**, Wuppertal, mit verteilten Rollen ein Spiel „**Kimonischer Friede**“ zur Vorlesung bringen.

Eine **Bodenseerundfahrt** ist — falls von den Teilnehmern erwünscht — vorgesehen.

Programmgestaltung Eckh rd Behrens, Frankfurt/Main, Freiherr-v.-Steinstr. 22

Ort der Tagung: Hard (Vorarlberg/Osterreich), 5 km von Bregenz. Gasthaus Feßler, Seestraße 22, ca. 50 m vom Bodensee entfernt.

Quartiere: **Privatquartiere** in beschränkter Anzahl zu günstigen Preisen.
Übernachtungen in Gasthaus und Hotel von S 55,— an. Bei Teilnahme mit Übernachtung in Privatquartier, Gasthaus oder Hotel ist die Anmeldung — wegen regen Reiseverkehrs — sehr rechtzeitig, möglichst jedoch bis zum 15. Juni 1961, erforderlich bei: „Fragen der Freiheit“ (H. Klingert), Bad-Kreuznach, Mannheimer Straße 60.
Zeltpl tze gratis, direkt beim Tagungslokal.
Weitere Zeltm glichkeiten mit Kochgelegenheit auf mehreren Campingplätzen in und nahe bei Hard.
Darüberhinaus **weitere Schlafgelegenheit** (gratis) in eigenen Gemeinschaftszelten des Seminars. (Dann möglichst Luftmatratze, Schlafsack und Decken mitbringen.)

Verpflegung: Die Mahlzeiten können preiswert im Gasthaus Feßler eingenommen werden. Es ist jedoch auch ganze oder teilweise Selbstverkostigung möglich.

Tagungsbeitrag: Der Kursbeitrag beträgt für Erwachsene 14,— DM, für Studierende und Schüler 7,— DM. Der Beitrag kann in allen berechtigten Fällen ermäßigt oder ganz erlassen werden.

Wechselkurs: DM 1,— = S 6,47 S 1,— = DM 0,15.

Personalausweis: Zur Einreise nach Osterreich genügt der Personalausweis.

Badestrand entlang der Seebucht und an der Bregenzerach bietet reichlich Gelegenheit zum Schwimmen.

Nach Beendigung der Tagung fahren einige Tagungsteilnehmer in das Hochtal Ferwall, nahe Arlberg, 1500—2300 m. Herrliche unberührte Natur, wenig Fremdenverkehr, leichte Bergwanderungen, Hirten mit ihren Pferde-, Kuh- und Ziegenherden. — Die Zelte des Seminars werden mitgenommen. Wer noch Zeit und Lust hat, ist herzlich eingeladen, sich zu beteiligen. Auch hierzu ist frühzeitige Anmeldung erforderlich.

Anmeldung und Auskünfte: „Fragen der Freiheit“, H. Klingert, Bad Kreuznach, Mannheimer Straße 60.

Das Gesetz von Polarität und Steigerung angewandt in der Gemeinschaftskunde

Vortrag, gehalten von einem Schüler der 10. Klasse einer Freien Waldorfschule
im Rahmen einer privaten Arbeitsgruppe von Schülern
über Gemeinschaftskunde

II*)

Die Wirtschaft

Heute wollen wir uns mit den Grundzügen der Wirtschaft etwas vertraut machen, wollen jedoch auch hierbei nicht vergessen, immer in der gesetzmäßigen, bestimmten Ordnung zu bleiben. Das Polaritätsgesetz soll uns hier wieder helfen, die richtige Anschauung zu gewinnen.

Wie entstand überhaupt die Wirtschaft? Ganz einfach! — Das gesamte Wirtschaftsgebiet ist dem Bedürfnis entsprungen. Was gehört jedoch alles zu diesem Bedürfnis? Um sicher zu gehen, wollen wir nach unserer Methode verfahren: Also, zuerst braucht der in der Umwelt stehende Mensch etwas zu essen, auf der anderen Seite dagegen ist das Wohnungsbedürfnis. — Streng genommen, könnte man sagen, daß diese beiden Bedürfnisse auch das Tier hat und uns noch ein „rein menschliches“ Bedürfnis, das zwischen Nahrung und Wohnung steht, fehlt. — Dies ist das Bedürfnis nach Kleidung, welches außerdem, wie auch das Bedürfnis nach Wohnung, schon in das Kulturgebiet hineinspielt. —

Mit Nahrung, Kleidung und Wohnung haben wir also, was durch die Wirtschaft befriedigt werden soll. Wir sehen auch, daß, solange sich die Wirtschaft um diese Aufgaben bemüht, eigentlich der Mensch alles hat, was er braucht, um existieren zu können. Alles, was nun darüber hinausgeht, was also nicht zu Nahrung, Kleidung und Wohnung gehört, wirkt meist nicht aufbauend,

sondern schädigend. Diese natürlichen Bedürfnisse sind ein sicheres Kriterium für eine sinnvolle Produktion, da sie erlauben, zwischen Notwendigem und Sinnlosem zu unterscheiden.

Wie versucht der Mensch diese Bedürfnisse, die anfangs noch in reiner Form vorhanden waren, zu befriedigen? — Nun, ganz zu Anfang mußte wohl ein jeder das, was er zum Leben brauchte, selbst beschaffen. Im Laufe von Jahrhunderten ist man dann darauf gekommen, daß das ganze Leben einfacher wird, wenn einer nicht mehr alles, was er und seine Familie braucht, selbst herstellt, sondern, daß er nur noch das macht, was ihm am besten liegt, was er am besten kann. — Ein jeder produzierte also nur das, was wir am schnellsten und leichtesten herstellen konnte, — und was er davon nicht selbst verbrauchte, vertauschte er gegen etwas, das ein anderer machte, um so zu dem zu gelangen, was er selbst noch nötig hatte. —

Wir lernen hier in einfacher Weise das Prinzip der Arbeitsteilung kennen, ohne die unsere moderne Wirtschaft gar nicht denkbar wäre.

Was bringt nun die Arbeitsteilung alles mit sich? — Abgesehen davon, daß die Produktion dadurch gewaltig gesteigert wird und die Konsumgüter billiger werden, so daß sie für immer mehr Menschen erreichbar sind, fängt mit der Arbeitsteilung auch das

*) Teil I siehe „Fragen der Freiheit“, Nr. 20

eigentliche Kulturleben an, denn durch die Arbeitsteilung wird erst die Freizeit gewonnen, die es erlaubt, sich kulturell-schöpferisch zu betätigen. Ein Mensch der den ganzen Tag über alles für seine leiblichen Bedürfnisse allein beschaffen und herstellen muß, hätte wenig Zeit, kulturelle Dinge zu tun. —

Außerdem wird ja durch die Arbeitsteilung der Beruf eines jeden zur individuellen Entscheidung für ihn, so daß hier auch die Freiheit eine große Rolle spielt. —

Wir können jetzt schon erkennen, daß die gesamte Wirtschaft sich polar verhält, daß nämlich einmal die Produktion da ist, die zum anderen von der Konsumtion abhängig ist — und umgekehrt. Doch der mittlere verbindende Begriff fehlt uns noch. Ihn wollen wir jetzt suchen:

Stellen wir uns einmal vor, irgend ein Urmensch hätte einen Wagen voller Steinäxte und Faustkeile produziert und zöge nun mit seinem Karren im Lande umher, um sich Kleidungsstücke und dergleichen mehr dafür einzutauschen. Eine zeitlang geht das gut; — aber dann kommt er in ein Gebiet, wo gerade kein Bedarf nach Faustkeilen ist, und es werden Speerspitzen oder ähnliches benötigt. — Es kann also kein Tausch zustande kommen. — Da es aber oft so war, daß man nicht das eintauschen konnte, was man brauchte, weil der andere etwas benötigte, was man nicht selbst anbot, kamen die Menschen langsam auf die Idee, eine Art „Zwischenprodukt“ einzuschleppen, das ein jeder in gewisser Menge mit sich führen konnte und für das er alles bekam, was er wollte, — und für das derjenige, der etwas dafür hergab, auch wieder alles, erlangen konnte, was seinen Bedürfnissen entsprach und das außerdem für alle gleichen Tauschwert hatte. Das war etwas, was unserem heutigen Gelde entspricht. —

Nach und nach hörte die umständliche Naturalwirtschaft auf und man war bei der „richtigen“ Wirtschaft angelangt. — Wir haben also jetzt den dritten Faktor neben Produktion und Konsumtion: Das Geld oder die Zirkulation. Dieser letztere Faktor belebt überhaupt erst die Wirtschaft und ermöglicht eine dynamische Beziehung zwischen Produktion und Konsumtion.

Allerdings wurden durch das Geld auch Krisen und damit andere riesige Probleme aufgeworfen, die es in der Naturalwirtschaft nicht gab. Aber damit wollen wir uns nachher beschäftigen. — Es soll uns jetzt interessieren, wie die Produktion, von der die Wirtschaft ja praktisch abhängig ist, eigentlich bestimmt wird. Das geschieht durch die Nachfrage. Da die Nachfrage dem Bedürfnis, das es zu befriedigen gilt, entspricht, soll sie der einzige Regulator der Wirtschaft sein. Damit wird folgendes erreicht: Es wird immer alles das, was nachgefragt, was also von den Menschen benötigt wird, da sein, weil dort, wo die Nachfrage ist, auch der Produzent sein wird, weil da für ihn eine Existenzmöglichkeit besteht. Mit anderen Worten: es wird jeder sehen, daß er das herstellt, was andere benötigen. Da nun jeder — weil er ja auch Konkurrenz hat — möglichst preiswert herzustellen versucht, werden die Konsumenten, (die ja auch Produzenten sind und umgekehrt), die Aussicht auf immer preiswertere Waren haben. — Es wird auch nie Arbeitslose geben, weil natürlich jeder bestrebt ist, dort und das herzustellen, was nicht allzuvielen andere auch produzieren, — es wird sich also jeder eine Arbeit suchen, die „nachgefragt“ wird, die somit eine gute Erwerbsmöglichkeit bildet. — So hat jeder immer Arbeit und es können alle Bedürfnisse befriedigt werden. Außerdem ist dann ein jeder gezwungen zu arbeiten; es kann nicht vorkommen, daß einige auf Kosten der anderen leben, wie es immer und in ungezählten Fällen möglich

war. Daran wird deutlich, welcher Unsinn eine zentralgeplante Wirtschaft ist, in der die staatlichen Machthaber die ihrem wahren Wesen nach sich selbst steuernde arbeitsteilige Wirtschaft in einen Plan zu zwingen versuchen. Auf der einen Seite müssen sie dann die Bedürfnisse „planen“, so daß niemand mehr das kaufen kann, was sein Bedürfnis ist, sondern das kaufen muß, von dem der Staat meint, daß es sein Bedürfnis sei — und das kann natürlich einem sich frei entscheiden wollenen Menschen nie gerecht werden. — Aber mit dem Bedürfnis muß auch die Produktion in einem solchen Falle „geplant“ werden, damit auch das da ist, was „Bedürfnis“ ist. Dabei kann natürlich auch niemand den Beruf wählen, den er möchte, überall ist der Staatsplan maßgebend. Eine freie Entscheidung, die das Menschsein erst ausmacht, ist dabei einfach ausgeschlossen. — Mit der Planwirtschaft wollen wir uns jedoch ein anderesmal beschäftigen und jetzt unsere Betrachtung über die gesunde, freie Wirtschaft fortführen.

Wir wollen uns nun fragen, was zur Produktion, die von der Nachfrage bestimmt wird, gehört. Es sind wiederum zwei Faktoren, der Boden und das Kapital, die durch ein Drittes, den eigentlichen Produktionsfaktor, die Arbeit, also durch den Menschen, zur Herstellung der Güter benutzt werden.

Was sollte nun ein Hauptziel der Produktion sein? Nun, doch wohl ein Preis der Güter, der nicht, oder kaum, die Arbeitskosten übersteigt, der also gerecht ist. Das müßte ohne weiteres möglich sein, wenn nicht, — ja wenn es nicht unmöglich gemacht würde! — Das mag paradox klingen, ist aber leider so. Denn selbst bei gutem Willen der Produzenten wäre es nicht möglich. In einer freien, auf Wettbewerb beruhenden Wirtschaft müßten sie sogar eigentlich den Preis der Waren so gerecht ansetzen, weil sie sonst ihre Güter nicht los würden.

Es ist aber nicht möglich, die Preise der Waren auf die Kosten der aufgewandten Arbeit sinken zu lassen, weil Boden und Kapital, die man zur Herstellung der Waren benötigt, mit hoher Miete und Zinsen belegt sind. Machen wir uns das an einem Beispiel klar: Stellt euch vor, der Staat oder ein sonstiges Unternehmen würde jedem Menschen eine Meßuhr anhängen lassen, die die Luft für jedem Atemzug registrierte und ihn mit, sagen wir $\frac{1}{100}$ Pfennig berechnete. Was würdet Ihr dazu sagen? Doch wohl, daß das ein großes Unrecht und eine Ausbeutung wäre, weil man doch nicht die Atemluft, die der Mensch unbedingt zu seiner leiblichen Existenz benötigt, berechnen dürfe. — Ist es jedoch nicht genauso ein Unrecht, den Boden, den der Mensch notwendig braucht, mit einer Miete zu belegen? Man tut praktisch so, als ob nur einzelne Menschen ein Recht auf den Boden hätten, und diese einzelnen sind diejenigen, denen eigentlich am wenigstens ein Anrecht zukommt, weil sie ja im Gegensatz zu den anderen — ohne zu arbeiten — Geld bekommen, das anderen Menschen, die dafür arbeiten und denen man dazu das Recht auf den Boden abspricht, aus der Tasche gezogen wird. Mit der Bodenrente fängt demnach das erste Unrecht in der Wirtschaft an und es folgt daraus eine unnötige Preissteigerung der Waren. Einfach abschaffen kann man allerdings die Bodenrente nicht, sie muß aber den arbeitenden Menschen zurückgegeben werden, wenn gerechte Zustände herrschen sollen. —

Ähnlich ist es mit dem Kapitalzins. Schon seit jeher ist das Kapital ein Machtmittel in den Händen einzelner gewesen. Diese einzelnen halten einfach das Kapital zurück. Da dasselbe gebraucht wird, können sie für die Benutzung des Kapitals hohe Zinsen fordern, die auch bezahlt werden, da die Unternehmer ja das Geld benötigen. — Auch hier muß notwendigerweise ein Preisaufschlag

auf die Waren erfolgen, der abzuschaffen wäre, wenn man verhindert, daß das Kapital knapp gehalten werden kann. Außerdem ist mit dem „Geldstreikmonopol“ wieder das ungerechte arbeitslose Einkommen verbunden. —

Wie ist nun aber zu erreichen, daß verhindert werden kann, das Geld knapp zu halten? — Nun, man muß das Geld auf seine ursprüngliche Bestimmung als Tauschmittel zurückführen, muß verhindern, daß es ein Machtmittel sein kann. Man braucht nur dafür zu sorgen, daß derjenige, der versucht, es zurückzuhalten, also knapp, d. h. wertvoll zu machen, keine Freude daran hat. Mit anderen Worten: für denjenigen, der das Geld zwecks Erlangung von Zinsen zurückhält, muß es wertlos werden, wenn er es dem Bedarf entzieht. Dann wird er es nämlich nicht mehr zurückhalten wollen und das Kapital flösse dahin, wo es gebraucht würde: in den produktiven Prozeß der Wirtschaft. — Der Zins, der schon so unsinnig viele Werte verschlungen hat (1 Pfennig seit Christi Geburt bis heute zu 5% Zins und Zinseszins ergäbe einen Wert, der einer Goldmenge von 58 Millionen Erdkugeln entspräche!!!), würde nahe an die Nullgrenze herabsinken. — Aber auf das Geldproblem wollen wir später noch zurückkommen. —

Wir sahen also, daß das Boden- und Kapitalmonopol ungerechte Einnahmequellen sind, wie überhaupt Monopole im allgemeinen. Was ist nun überhaupt ein Monopol?

Nehmen wir einmal an, Herr B stellte ein gewisses Produkt, etwa Glühbirnen, her. Herr M tut nun dasselbe und macht sie sogar noch etwas billiger. Herr B will sich jedoch seinen Verdienst nicht durch einen anderen schmälern lassen und erreicht auf eine Klage hin, daß Herr M seine Produktion einstellen muß, so daß überhaupt kein anderer als er, Glühbirnen herstellen darf. Er kann sie also so teuer verkaufen, wie er will,

weil ja niemand da ist, der sie billiger macht. Und die Ware braucht dazu noch nicht einmal die beste zu sein. Das Schädliche am Monopol ist also, daß ein einzelner (in der Praxis sind es meist mehrere, die ihre „unsozialen“ Interessen verbinden und sich zu sogenannten Kartellen zusammenschließen); alleiniger Hersteller bestimmter Waren ist und diese so teuer verkaufen kann, wie er will. Die Geschädigten sind hierbei die Konsumenten. — Da ja die Konkurrenz bei einem Monopol ausgeschaltet ist, kann kein anderer dasselbe Produkt herstellen, auch wenn er es gerne möchte. Die Freiheit ist dann auch insofern eingeschränkt, als eine freie Berufswahl dadurch nicht mehr möglich ist. —

Aber die größten Monopole hat meist der Staat. Das Schlimme dabei ist, daß dort noch eine viel größere Willkür herrscht, denn der Staat hat ja über alles die Macht und wenn er sich wirtschaftlich „betätigen“ will, wenn er „mitkonkurrieren“ will — freilich auf seine Art und Weise —, welcher Unternehmer könnte sich wehren und beim Staate Gerechtigkeit fordern?

Es wird also deutlich: Wenn der Staat in die Wirtschaft eingreift, geht es schief; denn entweder macht er Monopole, die den freien Wettbewerb, der ja der eigentliche produktive Impuls für die Wirtschaft ist, ausschließen — oder er „plant“ alles, und ein jeder ist, wie auch beim Monopol, von ihm abhängig und muß nach seiner Pfeife tanzen, wenn er nicht ganz untergehen will.

Gleichzeitig werden dann auch die privaten Subventionen für die Kultur ausbleiben; und nur wenn es dem Staate paßt, gibt er Gelder für kulturelle Bedürfnisse frei, wobei natürlich er bestimmt, was „kulturell“ ist. Eine unabhängige und freie Bildung ist dann nicht möglich, denn der Staat nimmt auch die Bildung und Erziehung in die Hand und formt

mittels des Schulmonopols die Kinder so, wie er sie eben für seine Pläne braucht. Aber diese Pläne waren noch selten so, wie sie sich der Einzelmensch wünscht und wie er sie zu seiner freien Entfaltung braucht. — Darum werft den Staat aus der Wirtschaft — und aus der Kultur — hinaus! Laßt ihn die öffentlichen Dienste besorgen — aber hütet euch davor, ihn irgendwie „mitkonkurrieren“ zu lassen, sonst geht das ganze Wirtschaftsleben und mit ihm das Volk zugrunde. Das ist vielleicht etwas kraß formuliert, aber die Geschichte bestätigt, was dabei herauskommt, wenn der Staat wirtschaftet. — Also, eine gesunde Wirtschaft ist eine monopolfreie Wirtschaft! —

Und nun befassen wir uns etwas mit dem Geld, dem Zirkulationsmittel: Aus dem Begriff Zirkulation, der das mittlere Wirtschaftsgebiet bezeichnet, geht schon der Sinn des Geldes hervor: Es hat zu zirkulieren, in der Wirtschaft umzulaufen, das ist praktisch seine Aufgabe. Es muß immer da sein, wo es für einen Tauschvorgang benötigt wird. —

Aber wieviel Geld muß nun da sein? — Es muß genau so viel Geld da sein, wie Ware da ist. In einer gesunden Wirtschaft gilt also die Gleichung: Geldmenge = Warenmenge.

Nun ergibt sich aber eine Schwierigkeit. Die Waren nehmen ja im ganzen dauernd etwas im Werte ab, besonders Nahrungsmittel, Kleidung und dgl., während das Geld konstant ist und im allgemeinen seinen aufgedruckten oder aufgeprägten Wert behält. Demnach könnte aber das Geld nie gleich der Ware sein, weil es gegenüber der verderblichen Ware, wegen seiner Unverderblichkeit, überlegen ist und als Machtmittel benutzt werden kann. Dieser Machtmittelcharakter sollte dem Gelde genommen werden! — Das kann dadurch erreicht werden, daß man durch eine, etwa im Jahr 5—7% ausmachende gleichmäßige Wertminderung des Geldes

bewirkt, daß das Geld der Ware gleichgestellt wird. Wie man dabei technisch am sinnvollsten verfährt, soll uns ein andermal beschäftigen. — Heute genügt es uns zu wissen, daß das Geld einer leichten, der durchschnittlichen Verderblichkeit aller Waren angepaßten „Verderblichkeit“ bzw. „Abnutzung“ unterworfen werden muß, die verhindert, daß das Geld weiter den Charakter eines Machtmittels behält. Es wird dadurch erreicht, daß das Geld dauernd in Umlauf ist und dauernd Nachfrage nach Gütern hält; denn wenn es langsam „verdirbt“, wird keiner mehr ein Interesse daran haben, das Geld im Kassenschrank aufzubewahren, um es zurückzuhalten und zwecks Erlangung von Zinsen knapp zu machen.

Die Hortung des Geldes ist nämlich vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen, äußerst gefährlich, was wir uns gleich einmal klar machen wollen. Nehmen wir an, Herr Meier bewahrt in seinem Tresor einige tausend Mark in bar auf. Das machen in der Krise hunderttausende Andere genau so. Dadurch ist auf einmal zu wenig Geld im Verhältnis zur Warenmenge da. Die Produktion geht etwas zurück wegen des Kapitalmangels. Es wird nun bekannt, daß zu wenig Geld da ist und der Staat beginnt neues zu drucken. Und plötzlich flutet nun wieder viel Geld in die Wirtschaft. Da aber vorher durch die langsam zurückgehende Produktion verhältnismäßig wenig Waren da sind, entsteht nun der Eindruck einer Inflation und jeder beeilt sich, das gehortete Geld wieder auf den Markt zu bringen um es schnell für brauchbare Waren loszuwerden, weil es immer rascher im Werte sinkt. Durch das zurückgehaltene Geld, das nun plötzlich wieder in Umlauf gebracht wird, entsteht nun eine — anfangs nur schwache aber immer heftiger werdende — Inflation.

Bei einer aufkommenden Deflation, bei der also schon Ware, aber nicht

genügend Geld da ist, überlegt sich nun jeder „Geldhorter“, daß es wohl für ihn zweckmäßiger ist, wenn er das Geld noch etwas zurückhält. Die Verkäufer stehen vor dem Ruin und müssen die Preise laufend senken, weil sonst die Ware verdirbt oder überhaupt nicht mehr gekauft wird. Die Folge davon ist, daß immer weniger Geld in Umlauf kommt um nachzufragen und dadurch alles ins Stagnieren gerät. Man sieht also, was der emsige Herr Meier und alle anderen, die so denken wie er, anstellen können, auch wenn sie gar nichts derartiges wollen. —

Aber Unkenntnis und Habgier haben schon so oft durch Deflation und Inflation die Völker in Not und Armut gestürzt, so daß man ausrufen möchte: „Schluß jetzt mit dieser Gedankenlosigkeit!“

Doch leider ist es auch hier meistens der Staat, der diese furchtbaren Katastrophen heraufbeschwört.

Wenn diese beiden Extreme der Wirtschaft, Inflation und Deflation, vermieden werden sollen, muß das Geld unter allen Umständen zirkulieren. Wenn das Geld nicht mehr gehortet werden kann, weil es keinen Reiz mehr hat, Geld aufzubewahren, da es, während es im Panzerschrank liegt, langsam wertlos wird, wird der Überfluß an Wohlstand, der übrigbleibt, wenn die wirtschaftlich-körperlichen Bedürfnisse befriedigt sind, als Subventionen dem Kulturgebiet zufließen, denn es ist doch anzunehmen, daß jeder lieber sein Geld z. B. für eine Stiftung an eine gute Schule ausgibt, als es im Tresor langsam wertlos werden zu lassen.

Mit der Wirtschaft ist es übrigens genau so, wie mit dem menschlichen Organismus.

Das venöse System, das ja einen aufbauenden Charakter hat, entspricht der Produktion, — das arte-

rielle System entspricht der Konsumtion — und das Blut, das durch beide Bereiche fließt, ist das, was in der Wirtschaft das Geld ist. Entzöge man einem Organismus das Blut oder hinderte man seine Zirkulation, so müßte er bald verkümmern. — Genau so ist es in der Wirtschaft. Diese verkümmert auch, wenn man ihr das Blut, das rollende Geld, entzieht oder es zu langsam fließen läßt. —

Ihr könnt jetzt mit Recht fragen, warum man denn die Wirtschaft noch nicht von all diesen Übeln befreit hat, — und als Antwort darauf muß man dann sagen, daß es leider als eines der größten Armutszeugnisse der Menschheitsgeschichte, besonders aber der letzten Jahrhunderte gelten muß, daß man aus Oberflächlichkeit oder Machtgier vernachlässigt und außer Acht gelassen hat, daß neben der materiellen Seite der Wirtschaft auch noch eine andere Seite da ist, die anscheinend noch kein Staat wahrgenommen hat. Dieses sind die unfaßbaren dynamischen Gesetze in der Wirtschaft, die, wenn sie mißachtet werden, das größte Unheil bringen.

Wir können also noch eine Polarität in der Wirtschaft feststellen: Einmal die rein physisch-materielle Außenseite und zum anderen die darin wirkenden dynamischen Gesetze. Sie verhält sich wie alles im Kosmos: Materie und Idee. — Die Steigerung ist hier die dauernd fortschreitende Entwicklung, die dann gewährleistet ist, wenn man neben der materiellen Seite die innere Gesetzmäßigkeit der überaus mannigfachen Erscheinungen in der Wirtschaft nicht mißachtet und vernachlässigt.

Einer der diese dynamischen Vorgänge in der Wirtschaft nicht anerkennt, macht auf mich immer den Eindruck, als wenn er etwa sagen würde: „Ach Unsinn, der Baum hat keine Wurzeln, denn man sieht sie ja nicht.“ —

Volker Erbes

Übersicht über die in „Fragen der Freiheit“ seither behandelten Themen:

Die fettgedruckten Themen behandeln schulrechtliche Probleme.

- Folge 1: **Die Krisis des Erziehungswesens - Freiheit der Kultur — eine dringende Forderung der Gegenwart - „Gedanken zur freien Erwachsenenbildung“**
(vergriffen)
- Folge 2: **Schule und Staat - Die Schule als Politikum - „Die Stellung der Bildung in der neuen Sozialstruktur“**
(vergriffen)
- Folge 3: **Ungehinderter Zugang für alle zu den Bildungsgütern - Bewußtseinsstufen des Menschen**
- Folge 4: **An der Schwelle des Atomzeitalters - Erlaubt die demokratische Staatsform die Lösung sozialer Fragen - Über die Systemgerechtigkeit zwischen Kultur, Staat und Wirtschaft in der Demokratie; „Forderungen an unser Bildungssystem“ - An die sich verantwortlich Fühlenden**
- Folge 5: **Staatliche oder freie Erziehung - Denkmethode und Sozialpolitik**
- Folge 6: **„Die Würde des Menschen ist unantastbar ...“ - Über Notwendigkeit und Möglichkeit einer freien Erziehung - Erste Arbeitstagung eines Sozialpolitischen Seminars**
- Folge 7: **Freiheit — Illusion oder Wirklichkeit - Die funktionalen Zusammenhänge in der sozialen Gesamtordnung - Die neue Weltmacht**
- Folge 8: **Grundgesetz und Schulrecht - Aperçus zur Entstehungsgeschichte des Art. 7 des Grundgesetzes - Möglichkeiten einer evolutionären Umgestaltung unserer Sozialordnung - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - Bericht über das zweite Sozialpolitische Jugendseminar - „Freiheit, Bindung und Organisation im deutschen Erziehungswesen“ - Brief aus USA**
- Folge 9: **Tendenzen und Probleme der gegenwärtigen Geschichtsperiode - Die freie Welt in der Sackgasse? Gedanken zum kalten Krieg - Alexis de Tocqueville — Zu seinem 100. Todestag (16. April 1859) - Brief aus USA**
- Folge 10: **Die Verantwortung der Soziologie: I. Das Problem - II. Freiheitliche Ordnung oder Massengesellschaft? - III. Die Ordnung der Herrschaftslosigkeit - IV. Das Erziehungswesen in der freiheitlichen Gesamtordnung - Pierre Joseph Proudhon — Zu seinem 150. Geburtstag**
- Folge 11: **Die funktionsfähige Währung - Die Goldwährung - Der Ursprung des Geldes im Mythos - Berichte über die dritte Tagung des Seminars für freiheitliche Ordnung - Schulrechtsdiskussion - In Memoriam Hans Bernoulli**
- Folge 12: **Friedrich Schiller — Zu seinem 200. Geburtstag - Die Problematik des gegenwärtigen Schul- und Erziehungswesens - Bildungsplan oder freie Erziehung? - Die Schulrechtsdiskussion**
- Folge 13: **Die Grundfragen der abendländischen Philosophie bei Aristoteles - Freiheit der Erziehung, Freiheit der Kultur - Was ist die äußere Freiheit des Menschen und wie verwirklicht man sie? - Demokratie und Wirtschaftsordnung**
- Folge 14: **Grundgesetz und Schule - Schulpflicht - Das Elternrecht und die Freiheit der Lehre - Die Schulrechtsdiskussion**
(vergriffen)

- Folge 15: Staat — Wirtschaft — Erziehung; Das Wesen des Staates / Die Urformen der Wirtschaft / **Das Ziel der Erziehung**
- Folge 16: Gedanken zum Tag der deutschen Einheit 1960 - Demokratie und Sozialversicherung - Das Trinitätsgesetz im Lichte von Goethes Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie - Zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. Alexander Rüstow, Heidelberg - Gedanken aus Österreich - **Die Schulrechtsdiskussion**
- Folge 17: Das Systemprogramm des deutschen Idealismus (Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Frühjahr 1796) - Die Freiheitsfrage, an die Leser der „Fragen der Freiheit“ - Goethes Kunstanschauung - **Schulrechtsdiskussion - Neue Schulgesetzentwürfe in Hessen**
- Folge 18/19: Stirner - Die Idee des Abendlandes; vom Hellenentum zum Goetheanismus - Sozialismus - **Schulrechtsdiskussion**
- Folge 20: Individualität und Sozialerkenntnis. Zum 100. Geburtstag Rudolf Steiners — Rudolf Steiner und die Gegenwart — Der Goetheanismus als Schlüssel zum Verständnis der sozialen Frage — Das Gesetz von Polarität und Steigerung, angewandt in der Gemeinschaftskunde.

Beim **Sammelbezug** aller bis jetzt erschienenen Folgen „Fragen der Freiheit“ wird der Druckkostenpreis pro Heft auf 1,70 DM ermäßigt.

Druckkostenbeitrag: Zwecks Vereinfachung der Buchhaltungsarbeit werden die Leser von „Fragen der Freiheit“ gebeten, wenn möglich, den Druckkostenbeitrag jeweils für mehrere Folgen zu überweisen. Besten Dank!

Privater Manuskriptdruck, herausgegeben vom Seminar für freiheitliche Ordnung, Sitz Heidenheim/Brenz, durch Dr. Lothar Vogel, Wuppertal-Barmen, Bergfrieden 18.
 — Bezug: „Fragen der Freiheit“, Bad Kreuznach, Mannheimer Straße 60. —
 Postscheck: H. Klingert, Ludwigshafen/Rh., Nr. 530 73. — Druckkostenbeitrag 2,— DM
 Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.
 Druck: Voerckel & Co., Wuppertal.



